Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Achtundfünfzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Der
Barbier von Paris.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Erstes Kapitel.

Das Schloß Sarcus.

Die Berline, in der sich Blanca befand, rollte schon seit mehreren Stunden, und das liebenswürdige Kind hatte sich von der Verwirrung und Ueberraschung, in die es durch seine neue Lage versetzt worden, kaum erholt. Daß sie, die bisher in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, sich jetzt mitten in der Nacht allein in einem Reisewagen befand, erschien ihr als ein Traum. Von der Wirklichkeit ihrer Lage konnte sie nur durch das Rasseln der Räder, den Hufschlag der Pferde und das Klatschen der Peitsche des Postillons, der die Schnelligkeit seiner nichts desto weniger wie der Wind dahinfliegenden Renner zu verdoppeln suchte, überzeugt werden.

„Ich werde Urbain sehen," sagte die zitternde Reisende jeden Augenblick zu sich; „ich werde ihn wiederfinden... ich darf keine Furcht haben... wir werden glücklich werden. Warum bin ich also gegenwärtig nicht so zufrieden wie damals, wo wir diesen Zeitpunkt so sehnlich herbeiwünschten... allein damals hoffte ich mit Urbain abzureisen und alles das hat sich ganz anders gefügt. Armer Urbain! es ist nicht seine Schuld; aber warum hat er sich geschlagen?

Ach! wie sehr verlangt es mich, bei ihm zu sein!... Und Margarethe, sie hat nicht einmal Abschied von mir genommen ... es scheint, als wolle mich die ganze Welt verlassen!"

Blanca trocknete einige Thränen, die ihre Augen benäßten und blickte dann nach den Fenstern der Kutschenschläge, allein die Dunkelheit ließ sie keinen Gegenstand wahrnehmen. In den Hintergrund des Wagens zurücksinkend, seufzte sie und sagte zu sich: „Wo sind wir?... ich weiß es nicht... allein es scheint mir, als gehe es sehr schnell. Ach, um so besser, ich werde desto früher bei Urbain sein."

Endlich fängt es an, Tag zu werden. Blanca, die den Kopf jeden Augenblick dem Kutschenschlage nähert, fängt nun an, Bäume, Felder und Häuser dunkel zu unterscheiden. Bald zerstreut sich der Nebel gänzlich und das junge Mädchen kann nicht müde werden, das Gemälde des Tagesanbruchs und die verschiedenen Gegenden, die vor ihr zu fliehen scheinen, zu bewundern. Die Berline rollt jetzt auf einer Straße dahin, die bloß von Bäumen und Hecken begrenzt ist; die Zweige einiger alten Eichen berühren zuweilen den obern Theil des Reisewagens, und dieses unerwartete Rauschen macht die junge Reisende beben. Plötzlich aber erweitert sich der Gesichtskreis bedeutend: die Straße ist von Wiesen und Ackerfeldern begrenzt, schon ist der emsige Landmann an seiner Arbeit, schon zieht der Pflug Furchen und der Spaten sucht der Erde eine neue Gestalt zu geben. Die Bäume sind noch blätterlos, allein ihre Gipfel röthen sich

und verkünden die Wiederkehr des Frühlings. Weiterhin kommt man durch ein Dorf, dessen Einwohner sich unter der Thüre ihrer Häuser oder an ihren Fenstern zeigen, begierig, den Wagen zu sehen, der an ihnen vorüberrollt. Das Bild des Friedens und der Gesundheit spiegelt sich auf dem Gesichte jedes Bauern ab; dieß ist ihr einziger Schmuck, denn die Reinlichkeit gehört nicht unter die Tugenden der Landleute, deren Kinder auf Misthaufen in Gesellschaft von Gänsen und Enten spielen. Allein die Natur ist nicht immer anmuthig, und nicht in der Umgegend von Paris darf man Florians Hirten, Bertins Schäfer und die verführerischen Dorfbewohnerinnen unserer komischen Opern suchen.

Einer einfachen und reinen Seele gefallen ländliche Gemälde stets, und als Blanca Dörfer, Weiler und Pachthöfe an ihr vorüberfliehen sah, rief sie aus: „Welche Wonne, hier zu wohnen, in diesen Feldern und Gehölzen umherzuschwärmen; ach, wie glücklich werde ich bei Urbain sein!"

Die Felder und Gehölze waren in der That reizender als die Straße des Bourdonnais und das düstere Haus des Barbiers.

Der Wagen hält nicht an; der Postillon hat Befehl, bis an das Schloß zu fahren und sollten die Pferde auch zu Grunde gehen. Blanca weiß nicht, in welcher Entfernung von Paris Urbains Landhaus liegt, und da sie sich übrigens nicht erinnert, sich je in einem Wagen befunden zu haben, so scheint es ihr, man müsse, wenn man so schnell fortrolle, eine

große Strecke Weges zurücklegen. Gegen ein Uhr Mittags fährt man durch den schönen Marktflecken Grandvilliers, wo eine große Anzahl Fabriken den Einwohnern Beschäftigung und einige Wohlhabenheit verleihen; allein man macht daselbst nicht Halt. Der Wagen durcheilt, sich rechts wendend, eine große Ebene und nimmt dann seine Richtung nach einem Gebäude, das man in geringer Entfernung bemerkt und das mit Recht das Wunder der Gegend genannt wird: es ist das Schloß Sarcus, dessen elegante Vorderseite in der Entfernung sichtbar wird.

Blanca bemerkt das Schloß, allein sie ist weit entfernt, zu glauben, daß hier das Ziel ihrer Reise sei. Indessen betrachtet sie das prächtige Gebäude, und je weiter der Wagen vorwärts rollt, desto leichter wird es ihr, die Sculpturen zu unterscheiden und die Arbeit der Künstler zu bewundern, die sich selbst übertroffen haben, um den Beifall des tapfern Monarchen zu verdienen, der die Künste eben so sehr beschützte, als er die Schönen liebte.

Der Wagen rollt noch immer: jetzt kommt man vor dem Schlosse an und statt weiter zu gehen, nimmt der Wagen seine Richtung nach dem Innern dieser prächtigen Wohnung. „Nun, nun! was macht Ihr denn,“ sagte Blanca und suchte den Kutschenschlag zu öffnen, „hier ist es nicht!... es kann hier nicht sein!... Urbain hat kein so großes Haus wie dieses ... der Kutscher hat sich getäuscht!“

Indessen hat der Wagen in einem geräumigen Hofe Halt gemacht; ein Bedienter in reicher Livree

öffnet den Kutschenschlag und reicht Blanca mit höchst ehrerbietiger Miene die Hand, um auszusteigen.

„O nein!... ich will nicht aussteigen,“ sagte das liebenswürdige Kind, den Bedienten erstaunt anblickend; „nicht hierher will ich... man täuscht sich ohne Zweifel. Das ist ein Schloß und kann Urbains Wohnung nicht sein; zudem würde er mir augenblicklich entgegen-eilen.“

„Nein, Madame, man hat sich nicht getäuscht,“ erwiedert Germain, der Bediente des Marquis, der zwei Stunden vor dem Wagen angekommen war, um dem Schloßvogt Befehle zu ertheilen und für Blanca eine Reihe Zimmer zubereiten zu lassen. „Hier ist das Ziel Ihrer Reise und Alles ist zu Ihrem Empfange angeordnet.“

„Hier?“ sagt Blanca, springt schnell aus dem Wagen und wirft dann erstaunte Blicke um sich. „Aber wo ist er denn?“ wiederholt sie mit Ungeduld.

„Er ist noch nicht angekommen, Madame,“ erwiedert Germain, der von seinem Herrn den Befehl empfangen hat, Niemand zu nennen und das junge Mädchen in der Vorstellung zu bestärken, die sie sich von dieser Reise gebildet haben würde.

„Wie, er ist nicht angekommen!... ich glaubte, er sei vor mir abgereist. Er ist also nicht geraden Weges hierher gekommen!... Ach, ich begreife: er fürchtete verfolgt zu werden und war daher genöthigt, sich zu verbergen und Umwege zu machen...“

„Das ist es,“ antwortet der Diener lächelnd, „und ich glaube nicht, daß er vor Nacht ankommen wird.“

„Armer Urbain, welche Langeweile! ... Noch bis auf den Abend warten zu müssen ...“

„Wenn Sie mir folgen wollen, Madame, so werde ich Sie in die Gemächer führen, die man in der Eile für Sie eingerichtet hat.“

„Ich bin keine Madame, ich heiße Blanca. Wir sind noch nicht verheirathet ... aber sobald er ankommt, hoffe ich seine Frau zu werden. Gehen Sie voran, mein Herr, ich folge Ihnen.“

Der Bediente tritt in eine große Hausflur, steigt eine Marmortreppe hinauf und führt Blanca durch prächtige Galerien, die auf der einen Seite durch Glasfenster von verschiedenen Farben verschlossen sind, welche die anziehendsten Gegenstände der Mythologie darstellen.

Blanca kann nicht müde werden, Alles, was sich ihrem Anblicke darbietet, zu betrachten; da sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholen kann, bleibt sie stehen und sagt mit rührender Stimme zu Germain: „Mein Herr ... ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit ... gehört diese herrliche Wohnung ihm?“

„Ja, Fräulein, dieses Schloß gehört ihm.“

„Ach, ich vermuthete doch, daß es ein Schloß sei! ... Er sagte, er habe nur ein kleines Haus; dieses scheint mir unermeßlich. Allein man muß sehr reich sein, wenn man ein solches Schloß hat, und Urbain bedauerte zuweilen, daß er kein großes Vermögen mit mir zu theilen habe.“

„Er hatte dabei die Absicht, Sie zu überraschen, Mademoiselle.“

„Der Bösewicht!... werde ich ihn nicht stets gleich sehr lieben, mag er nun reich oder arm sein!... Mein Gott!... wie groß das ist... diese Galerien ... diese schönen Säle... wir werden uns hier verirren; und wie wird Margarethe staunen!... Mein Herr, gibt es Kühe, Kaninchen hier?"

„Es gibt Alles hier, was Sie verlangen, Mademoiselle."

„Urbain hat mir eine schöne Kuh versprochen und ich will sie melken und aus der Milch Butter und Käse bereiten; das ist unterhaltend."

Germain tritt ein wenig zurück, um ein Lächeln zu verbergen, das ihm auf den Lippen schwebt, denn der ländliche Geschmack des jungen Mädchens däucht dem Bedienten des großen Herrn sonderbar; aber bald öffnet er eine Thüre und sagt: „Dieß ist die Wohnung, die man für Sie eingerichtet hat; wenn sie Ihnen nicht gefällt, so steht es Ihnen frei, in dem Schlosse zu wählen; man wird sich beeilen, Ihre Befehle zu vollziehen."

„O, mein Gott! jedes Zimmer ist für mich tauglich," sagt Blanca, in ein reich möblirtes Gemach mit Spiegeln, in denen man sich in Lebensgröße sehen kann, tretend. „Es ist nur zu schön hier," fährt sie fort, die Tapeten, die Draperien und die Kronleuchter des Zimmers betrachtend; hierauf tritt sie in ein zweites, mit demselben Prachtaufwande geschmücktes Gemach, in welchem sich ein Bett befindet, das seidene Umhänge mit silbernen Kränzen umgeben.

„Wenn er hier wäre!" sagte Blanca, einen Seufzer

ausstoßend, „so würde mir alles das besser gefallen. Und wohin sehen diese Fenster?"

Germain beeilt sich die Fenster zu öffnen, die insgesammt mit großen Balkonen versehen sind. Blanca tritt vor und kann sich nicht enthalten, einen Schrei des Entzückens auszustoßen, als sie einen See erblickt, der die Mauern des Schloßflügels, in welchem sich ihre Wohnung befindet, bespült. Der See dehnt sich über einen großen Wiesengrund aus und verliert sich in den Felsen, wo das Wasser in ein unermeßliches Becken hinabstürzt. Auf der rechten Seite der Wiese bemerkt man Gebüsche und Haine, auf der andern Seite kreuzen sich Hügel und die Aussicht verliert sich in eine ausgedehnte Landschaft, die ein reizendes Gemälde darbietet. „Ach, wie hübsch das ist!" ruft Blanca, „die schöne Aussicht!"

„Sie können sich jetzt noch keinen Begriff davon bilden; wenn diese Felder mit Grün bedeckt sind, dann erst wird diese Gegend Sie entzücken."

„Allein ich möchte an allen diesen Orten, die ich erblicke, lustwandeln, auf dieser Wiese einhergehen und auf diesem See, dessen Wasser diese Mauern bespülen, schiffen."

„Das ist sehr leicht, Fräulein; Alles, was Sie sehen, gehört zum Schloßpark. Wenn Sie die Gärten besichtigen, den Park durchwandern, auf dem See umherschiffen wollen, so bin ich bereit, Sie zu begleiten."

„Und wie, alles das gehört Urbain?"

„Ja, Mademoiselle, alles das gehört zum Schloß."

Jedes Wort von Germain erhöht Blanca's Erstaunen, die nicht begreift, wie ihr sanftmüthiger Freund sie in einem solchen Grade habe täuschen können, und doch die Verrätherei, deren Opfer sie ist, nicht argwohnt. Der Bediente zieht eine Klingel: eine junge Bäuerin tritt in das Zimmer und begrüßt Blanca, die ihren Gruß mit Güte erwiedert, auf eine linkische Weise.

„Mademoiselle," sagte Germain, „dieses junge Mädchen wird Ihre Befehle vollziehen; sie wird Sie als Kammerfrau bedienen, wenn Sie ihre Dienste annehmen wollen."

„O, ich bediene mich selbst und habe Niemand nöthig; ich danke Ihnen."

„In jedem Falle wird Marie erscheinen, sobald Sie ihr klingeln werden. Sie werden nach den Beschwerden Ihrer Reise der Ruhe bedürfen; wir wollen uns entfernen..."

„Ja... da er doch vor Abend nicht ankommen wird, so will ich versuchen, ein wenig zu schlafen; die Zeit wird mir so weniger langweilig werden..."

Germain gibt Marie ein Zeichen, die nach zwei höflichen Verbeugungen das Gemach verläßt, gefolgt von dem Bedienten des Marquis.

Als sich Blanca allein in ihrer neuen Wohnung sieht, wirft sie von Neuem erstaunte Blicke um sich. Alles, was ihr seit dem Abend des vorigen Tages begegnet ist, scheint ihr ein Traum; sie bleibt vor den Möbeln, den Spiegeln stehen und murmelt

seufzend: „Ihm gehört alles das!... Warum aber dieses geheimnißvolle Wesen?... Er fürchtete vielleicht, man werde ihn bloß seines Vermögens wegen lieben? Ach! theurer Urbain, Dich allein liebe ich und auf der Stelle würde ich dieses schöne Schloß verlassen, wenn ich es ohne Dich bewohnen müßte! Allein mit einander vereinigt werden wir hier glücklich sein, obgleich es für uns Beide sehr groß ist."

Von der Reise ermüdet, wirft sich Blanca auf das Bett. Bald schließt der Schlaf ihre Augenlider; sie schlummert ruhig ein, sich unter Urbains Dache glaubend.

Es ist vier Uhr, als sie erwacht. Vom Bette aufspringend blickt sie allererst nach einer auf dem Kamine stehenden Pendeluhr. „Es ist noch lange bis Abend," sagt sie seufzend, „und was werde ich bis dahin machen... Es scheint mir, ich sei verloren in diesem schönen Schlosse! Wäre wenigstens Margarethe bei mir, wir würden von ihm sprechen und die Zeit verschwände weit schneller."

Ihre Augen im Zimmer herumwerfend erblickt sie eine kleine Thüre, die sie noch nicht bemerkt hatte: sie öffnet sie und befindet sich in einem Putzzimmer, wo man Alles, was einer kleinen Gebieterin willkommen sein kann, vereinigt hat; allein Blanca betrachtet ein schönes, mit Gegenständen der seltensten Schönheit versehenes Reisekästchen mit Gleichgültigkeit. Bei ihren Planen künftigen Glücks hatte sie bloß ein kleines Pachtgut, einen Stall, einen Taubenschlag und einen Garten gesehen; ihr Geist kann sich nicht daran

gewöhnen, den Pachthof durch das Schloß zu ersetzen. Sie verläßt das Putzzimmer und begibt sich in das erste Gemach ihrer Wohnung, wo sie einen Tisch sieht, der mit Allem, was den Appetit reizen kann, beladen ist. „Welche zuvorkommende Gefälligkeit!“ sagte Blanca zu sich; „in der That, man behandelt mich wie eine Königin... Urbain ohne Zweifel wird ihnen befohlen haben, mich mit aller dieser Aufmerksamkeit zu behandeln!“

Blanca klingelt und Marie tritt herein, allein sie ist von Germain begleitet, der die Bäuerin vor der Ankunft seines Herrn nicht aus dem Gesicht verlieren will, aus Furcht, sie möchte Blanca das, was man ihr noch verbergen will, entdecken.

„Ist dieses Gedeck für mich bestimmt?“ fragt Blanca.

„Ja, Mademoiselle,“ erwiedert Germain; „ich glaubte, Sie werden frühstücken wollen. Entschuldigen Sie es, daß man Ihnen nur damit aufwartet, allein...“

„Nur damit!... Sie scherzen ohne Zweifel!... Man könnte sechs Personen damit bewirthen; bei Herrn Touquet hatten wir beim Mittagessen nie mehr als zwei Gerichte.“

Blanca setzt sich zu Tische, Germain bleibt in einiger Entfernung, und Marie bedient sie, ohne den Mund zu öffnen, ihr aber eine Verbeugung machend, so oft sie ihr einen Teller gibt.

So viele Umstände langweilen das junge Mädchen, das an eine einfache und nüchterne Lebensart gewohnt ist. Sie steht bald vom Tische auf und äußert

den Wunsch, sich im Parke zu ergehen. Alsbald führt sie Germain durch die Galerie und verschiedene Gänge auf eine Treppe, an deren Fuß man sich vor dem Eingang der Gärten befindet. Blanca athmet freier auf der Wiese als unter den mit Bildnerei gezierten Zimmerdecken des Schlosses. Sie verläßt die Ufer des Sees, durchwandert ein kleines Wäldchen und befindet sich bald in einem, nach englischer Art angelegten Theile des Parkes, dessen Baumgehänge sich, tausend Wendungen bildend, durchkreuzen; allein als Blanca sich umwendet, erblickt sie stets in einiger Entfernung Germain, der sie nicht aus den Augen verliert. „Er befürchtet ohne Zweifel, ich möchte mich verirren," sagt sie zu sich; „alles das ist so groß, man könnte leicht seinen Weg nicht wieder finden."

Nach einem ziemlich langen Spaziergange kehrt Blanca in's Schloß zurück, und Germain führt sie wieder bis in ihr Gemach, worauf er sie fragt, um welche Stunde sie zu Mittag speisen wolle? „O, ich habe keinen Hunger," antwortete sie; „ich will lieber seine Ankunft erwarten und dann mit ihm zu Nacht speisen... denn er wird diesen Abend kommen... nicht wahr, mein Herr?"

„Ich glaube," erwiedert der Bediente, sich verbeugend, und entfernt sich, das liebenswürdige Kind traurig und in Nachdenken verloren zurücklassend; denn die Worte: ‚ich glaube,' schienen ihr ziemlich unzuverläßig.

Sie begibt sich auf einen der Balkone, die den See beherrschen, und hier, die Augen nach dem Ho-

rizont geheftet, überläßt sie sich ihren Gedanken und wünscht die Nacht herbei, die sie mit dem Gegenstand ihrer Liebe vereinigen soll.

Endlich vermag sie nicht mehr so weit in die Ferne zu blicken: ein leichter Nebel scheint zwischen die Gegenstände, welche das Auge noch immer sucht, zu treten; bald verkleinert sich die Aussicht, der Gesichtskreis verengt sich, endlich sieht man nur noch einige Schritte weit; jetzt empfindet Blanca eine süße Freude und verläßt den Balkon mit den Worten: „Jetzt ist es Nacht!... jetzt wird er kommen!“

Germain tritt in das Gemach und zündet mehrere Wachskerzen an. „Wenn er ankommt,“ sagt Blanca zu ihm, „so säumen Sie nicht, ihm zu sagen, daß ich hier sei... daß ich ihn erwarte.“

„Es wird seine erste Sorge sein, sich zu Ihnen zu begeben, Mademoiselle,“ erwiedert der Bediente lächelnd; hierauf entfernt er sich mit der Bitte, Blanca möchte klingeln, wenn sie irgend Etwas verlange.

Wenn Urbains Bild dem Geiste des jungen Mädchens nicht unaufhörlich gegenwärtig gewesen wäre, so hätte sie vielleicht einige Furcht empfunden, da sie sich des Nachts allein an einem Orte sah, den sie kaum kannte, und mitten in einem Gemache, das ihr unermeßlich schien in Vergleichung mit dem kleinen Zimmer, das sie beim Barbier bewohnt hatte. Allein die Liebe ist das beste Mittel gegen die Furcht, und das junge Mädchen, das nur zitternd in einen Keller hinabgestiegen wäre, wenn es auch ein Licht in der Hand gehabt hätte, wird sich auch ohne Licht sehr

gerne dahin begeben, wenn es gewiß überzeugt ist, seinen Geliebten dort zu finden.

Blanca zählt die Stunden; die Pendeluhr hat neun Uhr geschlagen. „Er kann nicht länger zögern," sagt das liebenswürdige Kind zu sich, „vorausgesetzt, daß ihn nichts auf seinem Wege aufgehalten hat, und Herr Touquet sagte mir doch, er werde vor mir ankommen!"

Sie seufzt und thut einige Tritte in dem Zimmer, öffnet sodann ein Fenster, begibt sich auf den Balkon, betrachtet den Wiederschein des Mondes in dem ruhigen Wasser des Sees und staunt über die Stille, die im Schlosse herrscht, wo Alles, wie auf dem Gemälde, das der Mond ihren Augen darbietet, zu schlafen scheint. Diese tiefe Ruhe verkündet Urbains Ankunft nicht, und in diesem Augenblicke hätte Blanca gewünscht, daß einiges Geräusch die Stille der Nacht zuweilen gestört hätte; um sich aber zu trösten, sagte sie zu sich: „Ich wohne vielleicht fern von dem Eingange des Schlosses; diese Wohnung ist so groß!... ich kann nicht hören, was in den andern Theilen des Gebäudes vorgeht."

Eine andere Stunde verstreicht und Unruhe und Traurigkeit bemächtigen sich der jungen Liebenden, die sich abwechslungsweise von ihrem Zimmer auf den Balkon begibt, dann die Thüre jenes Gemaches öffnet und einige Schritte in der Galerie macht. Freude und Hoffnung beleben ihre schönen Augen nicht mehr und nur mit Mühe hält sie ihre Thränen zurück; sie sinkt in einen großen Lehnsessel, mit schluch-

zender Stimme die Worte sprechend: „Welches neue Unglück ist ihm denn begegnet?"

Allein plötzlich folgt auf die Stille, die im Schlosse herrschte, ein starkes Geräusch. Blanca erhebt sich, horcht und glaubt das Rollen eines Reisewagens, Pferdegetrappel und Hundebellen zu vernehmen. Bald wälzen sich mehrere Thore auf ihren Angeln, andere werden heftig zugeschlagen.

„Er ist da!... er ist es!" ruft Blanca und ist im Begriff, in die Galerie hinauszueilen, um ihren Geliebten zu empfangen, allein diese Galerie ist nicht beleuchtet. Blanca kennt den Weg nicht, sie könnte in diesen geräumigen Gemächern verirren, sie thut also besser, in dem ihrigen zu warten.

Sie horcht noch immer; das Rasseln des Wagens hat aufgehört, allein noch immer vernimmt man Tritte, Stimmen, Thüren, die mit Geräusch geöffnet werden. „Unfehlbar ist Jemand angekommen," sagte Blanca zu sich, „und es kann Niemand sein als er; warum eilt er nicht zu mir?"

Sie ergreift die Klingel und zieht mehrmals; Niemand erscheint. Bestürzt, sich so verlassen zu sehen, will sie eine Wachskerze nehmen und sich in die Galerie wagen, als sich eilende Tritte vernehmen lassen. „Endlich ist er da!" ruft sie. Sie eilt alsbald nach der Thüre und bleibt vor Ueberraschung und Schrecken regungslos stehen, als sie den Fremden vor sich sieht, der in der vergangenen Nacht bei dem Barbier erschienen war.

Der Marquis macht auf der Thürschwelle Ha-

und grüßt Blanca, ihr einen zärtlichen und zugleich ehrfurchtsvollen Blick zuwerfend. Blanca, kaum von ihrer Bestürzung zurückgekommen, blickt unruhig nach der Galerie und sagt zu dem Marquis mit rührender Stimme: „Ist Urbain nicht bei Ihnen?“

Blanca's Worte sind so süß, ihre Stimme drückt die Unruhe ihrer Seele so gut aus, daß sich Villebelle tief gerührt fühlt und vielleicht zum ersten Mal Gewissensbisse wegen der Pein empfindet, die er dem jungen Mädchen verursachen wird. Blanca wiederholt ihre Frage in einem flehenden Tone und der Marquis antwortet, seine Augen abwendend: „Ich bin allein gekommen ...“

„Ach, mein Herr, ich bitte Sie, sagen Sie mir, was ihm begegnet ist?“ ruft Blanca aus, sich dem Marquis nähernd und ihre Arme ängstlich nach ihm ausstreckend. Villebelle betrachtet sie und in diesem Augenblicke schienen die verschiedenen Gefühle, welche das junge Mädchen bewegen, sie noch weit reizender zu machen: ihre Augen sind voll Feuer, ihr Mund, halb geöffnet, um wieder zu fragen, läßt zwei Reihen von Perlen sehen, und ihre Haare, die ungeordnet auf ihre Stirne herabfallen, verleihen der Engelsgestalt neue Reize. Der Marquis fühlt seine Gewissensbisse bei dem Anblicke so großer Reize verschwinden; gewohnt übrigens, die Tugend als Einbildung und die Beständigkeit als Narrheit zu betrachten, schmeichelt er sich, Blanca's Schmerz in Kurzem zu lindern, und, da er sie nicht länger im Irrthum lassen will, wirft er sich auf seine Kniee mit den Worten nieder:

„Verzeihen Sie mir, reizendes Mädchen, dieses Schloß gehört mir; Sie sind nicht bei Urbain, sondern bei einem Menschen, der Sie anbetet und Allem aufbieten wird, um Sie glücklich zu machen.“

Blanca scheint dieß nicht zu begreifen; sie blickt den Marquis mit Entsetzen an und wiederholt: „Ich bin nicht bei Urbain?... Aber, mein Herr, wo ist er denn?“

„Ich bekümmere mich sehr wenig um ihn, auch möchte ich es ihm nicht rathen, Sie hier aufzusuchen.“

„Mein Herr, ich muß mit Urbain gehen... man irrte sich, als man mich hierherführte; ich sagte es ja immer... Urbain konnte kein so großes Haus haben ... nicht wahr, mein Herr, Sie lassen mich sogleich wieder zurückführen?“

„Nein, schönes Kind!... ich habe Sie entführen lassen und will Sie Niemand abtreten.“

„Entführen!... was sagen Sie?... Urbain hat sich geschlagen, er hat sich geflüchtet... deßwegen bin ich mitten in der Nacht abgereist...“

„Man mußte Ihnen dieß wohl sagen, damit Sie gutwillig abreisten...“

„O, mein Gott! ist es möglich!... Aber nein, mein Beschützer, Herr Touquet selbst hat mich in den Wagen steigen heißen...“

„Ja, anbetungswürdige Blanca, es ist Ihr Beschützer, der ehrliche Touquet, der meine Plane befördert und Sie meiner Liebe übergeben hat.“

Blanca begreift endlich die schaudervolle Wahrh[eit]

ihre Kniee zittern, die Rosen ihrer Gesichtsfarbe verschwinden und ohne einen einzigen Schrei ausgestoßen zu haben, stürzt sie auf den Boden nieder. Glücklicher Weise fängt sie der Marquis in seinen Armen, trägt sie auf das Bett und klingelt heftig. Alsbald erscheint Germain.

„Hülfe!“ sagt der Marquis lebhaft bewegt; „sie ist ohne Bewußtsein... befindet sich kein Frauenzimmer in diesem Schlosse?“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr...“

Germain ruft Marie; die wohlbeleibte Bäuerin eilt herbei. „Ich fordere sie auf, alle ihre Aufmerksamkeit diesem jungen Frauenzimmer zu widmen,“ sagte der Marquis zu ihr, „und sie keinen Augenblick zu verlassen. Wenn sie nicht schnell wieder zum Bewußtsein kommt, so eile sie, es mir zu sagen.“

„Gut, gut, gnädiger Herr,“ erwiederte Marie, sich verbeugend. Villebelle verließ hierauf mit Germain das Gemach.

Der Marquis, durch die Eile ermattet, mit der er die Reise von Paris gemacht hat, begibt sich in sein Zimmer und wirft sich auf ein Ruhebett. Während Germain ihm seine Reisekleider abnimmt, erkundigt er sich nach dem, was Blanca seit ihrer Ankunft gethan und gesprochen hat.

„Gnädiger Herr,“ erwiedert Germain, „sie glaubte sich bei einem Herrn Urbain, und Ihrem Befehle zufolge habe ich sie in ihrem Irrthume gelassen.“

„Sie scheint ihn zu mehr lieben als ich glaubte,“ sagt Villebelle seufzend.

„O, gnädiger Herr, die Liebe der jungen Mädchen ... ein großes Feuer, das von selbst erlöscht ...“

„Ich wollte, Du sagtest die Wahrheit! ... Allein Blanca gleicht den Frauen nicht, die ich bis jetzt gesehen habe. Sie besitzt eine Offenherzigkeit, eine Freimüthigkeit ... kurz ein gewisses Etwas, das Achtung gegen sie gebietet. Ich kann Dir nicht Alles sagen, was sie mir einflößt. Ihre Thränen würden auf mein Herz zurückfallen ... durch Aufmerksamkeit, zuvorkommende Gefälligkeit und Liebe will ich über sie triumphiren. Es braucht vielleicht lange Zeit! dieß gilt jedoch gleich: ich halte mich für fähig, meine Leidenschaft zu zügeln, mich Allem, was sie von mir verlangen wird, zu unterwerfen. Du siehst es, Germain, ich bin wirklich verliebt, denn ich erkenne mich nicht mehr, und bei Blanca werde ich, glaube ich, furchtsam sein wie ein Kind.“

„Man wird sehen, ob dieß lange dauern wird, gnädiger Herr.“

„Ach! Du begreifst nicht, was ich fühle! ... Germain, Du wirst morgen früh nach Paris gehen; ich werde Dir so viel Geld mitgeben, als Du nöthig hast, um das Schönste, Neueste zurückzubringen, was Du an Putzwaaren, Stoffen und Juwelen auffinden wirst. Spare nichts, wofern es Blanca gefällt.“

„Zählen Sie auf mich, gnädiger Herr.“

„Was sind in diesem Schlosse für Bediente?“

„Der alte Schloßvogt, der sich nie vom Thore entfernt ... er hält sich für den Schirmvogt einer

Citadelle; seine Tochter Marie, die der gnädige Herr so eben gesehen hat, ist das einzige Frauenzimmer, das ich in dem Schlosse angetroffen habe."

„Ist sie im Stande, Blanca zu bedienen?"

„O ja, gnädiger Herr; sie ist ein wenig albern und ein wenig linkisch, allein treu und gehorsam... ihr Vater hat mir dafür gebürgt; übrigens scheint Mademoiselle Blanca ohne Kammerfrau bleiben zu wollen."

„Ferner?"

„Der Gärtner, ein alter Einfaltspinsel, der nichts kennt als seine Kräuter. Was die Dorfbewohner betrifft, deren er sich bedient, so kommen diese niemals in das Innere des Schlosses. Ach! ich vergaß, ein alter Koch und Kellermeister, der, so viel ich habe sehen können, ein großer Trunkenbold ist, sich aber nie erlaubt, seine Küche zu verlassen und sich während der Abwesenheit seiner Gebieter in die Keller einschließt."

„Es ist gut. Allein ich brauche hier Leute, die ein wachsames Auge auf Blanca haben, ohne daß sie es merkt, damit sie nicht entfliehen kann, wenn sie je den Plan dazu entwürfe, und ich habe von Paris zwei Lakaien mitgenommen, welche diesem Amte gut vorstehen werden. Ach! Germain, wenn ich es dahin bringe, daß mich Blanca liebt, wie glücklich werde ich mich alsdann schätzen!... Allein ich bin begierig, Nachrichten von ihr zu erhalten... gehe... steig' hinab, rufe Marie... ich kann diese Unruhe nicht länger ertragen."

Germain geht, allein bald kehrt er mit der jungen Bäuerin, die Blanca bereits verlassen hatte, zurück.

„Nun, wie befindet sie sich gegenwärtig?“ fragte der Marquis.

„Diese junge Dame, gnädiger Herr?“

„Ei, ohne Zweifel.“

„O, sie ist bereits seit einiger Zeit in's Leben zurückgekehrt, gnädiger Herr.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Was sie gesagt habe?... Ah, wahrlich, gnädiger Herr, lauter Sachen, die ich gar nicht habe verstehen können... Ach, warten Sie, ich will mich besinnen: sie hat mich gefragt, ob es wahr sei, daß Sie der Herr vom Schlosse seien; hierauf habe ich ihr gesagt: ja!... dann fing sie an zu weinen...“

„Sie weint?“

„O ja, gnädiger Herr, sie thut nichts als das... und dann hat sie mich um Ihren Namen gefragt...“

„Was hat sie ihr geantwortet?“

„Ei! ich habe ihr gesagt, Sie seien der Herr Marquis...“

„Sie hat keine andere Fragen an sie gemacht?“

„Nein, gnädiger Herr.“

„Und warum hat sie sie verlassen?“

„Gnädiger Herr, sie hat mir gesagt, es würde ihr Vergnügen machen, wenn ich fortginge.“

Der Marquis winkt, ihn allein zu lassen: er will sich ohne Zeugen seinen Gefühlen überlassen. Er ist erfreut, Blanca in seinem Schlosse zu haben, allein der Schmerz, den sie fühlt, stört sein Glück.

Er wagt es nicht, jetzt schon zu ihr zurückzukehren und hält es für besser, den ersten Augenblick ihres Schmerzes vorüber gehen zu lassen; somit wirft er sich auf sein Bett und sucht die Ruhe; allein diese flieht seine Augenlider: Blanca's Bild schwebt unaufhörlich vor seinen Augen und mit ihm steigt das Andenken an verschiedene Verirrungen seiner Jugend auf, die er vergebens aus seiner Seele zu verjagen sucht.

Während Villebelle sich bemüht, seine Schlaflosigkeit und Gemüthsbewegung nur der Liebe zuzuschreiben, bringt Blanca die Nacht, die sie mit so großer Ungeduld erwartete, in Thränen zu. Ueberzeugt endlich, daß sie sich in der Macht eines Menschen befindet, dem sie der Barbier überliefert hat, fühlt sie alle Schrecken ihrer Lage; allein von Margarethe dazu angehalten, ihr Vertrauen auf das höchste Wesen zu setzen und an seiner Macht nicht zu zweifeln, schickt sie Gebete gen Himmel und bittet ihn flehentlich, sie wieder mit Urbain zu vereinigen. Auf den Knieen, die Hände gen Himmel erhoben und ihre Augen in Thränen gebadet, bringt sie einen Theil der Nacht und die Morgenzeit zu.

Marie kommt, ihre Befehle einzuholen. Blanca will nichts, wünscht nichts als ihre Freiheit, und statt aller Antwort bringt ihr Marie das Frühstück. Nach Verfluß einer Stunde tritt der Marquis in das Gemach. Blanca hat ihn nicht gesehen; sie sitzt, den Kopf auf eine ihrer Hände gestützt, da, und scheint in ihren Schmerz versunken.

Villebelle gibt Marie ein Zeichen, sich zu entfernen.

Stillschweigend betrachtete er dieses junge Mädchen, das seit dem Abend des vorigen Tages in Verzweiflung ist, weil sie hübsch ist und das Unglück hat, einem reichen und mächtigen Mann zu gefallen, der von der Meinung befangen ist, man müsse sich glücklich fühlen, seine Leidenschaften zu befriedigen.

Indessen machte die Veränderung, die seit dem vorigen Tage mit Blanca's Gesichtszügen vorgegangen ist, so wie ihre rothen und noch thränenvollen Augen einen peinlichen Eindruck auf den großen Herrn. Er will lieber Vorwürfe ertragen, als diesen stummen Schmerz ansehen, und thut einige Tritte, damit sein Schlachtopfer seine Gegenwart bemerken möchte.

Blanca schlägt die Augen auf, blickt den Marquis an, zeigt bloß eine leichte Unruhe und läßt ihren Kopf auf ihre Hand zurücksinken. Villebelle hatte Klagen und Ausrufe erwartet; erstaunt über dieses Stillschweigen nimmt er einen Sessel und setzt sich neben Blanca, die fortfährt stillzuschweigen und zu weinen.

„Sie fühlen sich also sehr unglücklich?" sagte endlich der Marquis mit Rührung, und Blanca antwortet schluchzend, aber mit dem sanften Tone, der sie nie verläßt: „Ja, mein Herr."

„Können Sie sich nach dem düstern Hause des Barbiers sehnen, wo Sie kein einziges Vergnügen genoßen?"

„Nicht das Haus ist es, wornach ich mich sehne, mein Herr!"

„Hier wird es bloß von Ihnen abhängen, die

glücklichste Frau zu sein: alle Ihre Wünsche werden hier Gesetze sein, Sie werden den schönsten Putz, die reichsten Juwelen haben..."

„Davon will ich nichts, mein Herr."

„Sie werden nicht immer so denken, liebenswürdiges Kind; ich will, daß Sie, die Sie so ganz dazu geschaffen sind, zu gefallen und zu bezaubern, eines Tages durch Ihre Reize und Ihren Putz Alles bezaubern sollen, was Paris Verführerisches hat."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„Vergessen Sie doch die in der Einsamkeit verlebten Jahre, um ein neues Leben zu beginnen... Diese Wohnung wird ein Ort des Entzückens für Sie werden. Die Feste, die Vergnügungen werden hier ohne Unterbrechung auf einander folgen, sobald Ihre schönen Augen meine Bemühungen durch ein Lächeln belohnen werden. Der Barbier war Ihrer Freundschaft nicht würdig: dieser Elende hatte Sie bloß aus Eigennutz erzogen; Sie können Ihr Herz von jeder Erkenntlichkeit freisprechen. Was jenen jungen Menschen betrifft, mit dem er Sie verheirathen wollte, um Sie sich vom Halse zu schaffen, so war er ein Kind, wie man mir gesagt hat; er wird Sie bald vergessen."

„Urbain mich vergessen?" ruft Blanca aus, eine krampfhafte Bewegung machend; dann sinkt sie auf ihren Sessel zurück, in ruhigerem Tone sagend: „Nein, mein Herr, Urbain wird mich nicht vergessen, denn ich fühle es, daß ich ihn immer lieben werde, und unsere beiden Herzen hatten nur Einen Gedanken."

Der Marquis erhebt sich unwillig, schreitet einige Mal im Zimmer auf und nieder und sagt nach Verfluß eines Augenblicks: „Es ist jedoch nutzlos, Mademoiselle, eine Gesinnung zu nähren, die fortan hoffnunglos ist; denn Sie werden diesen Urbain, den ich verabscheue, ohne ihn zu kennen, nie wiedersehen.“

Blanca blickt mit flehenden Blicken zu dem Marquis auf, nähert sich ihm, fällt auf ihre Kniee nieder und sagt mit schluchzender Stimme: „Mein Herr, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich so quälen?... Wenn ich mich, ohne es zu wissen, eines Vergehens schuldig gemacht habe, so verzeihen Sie mir, ich bitte Sie; aber trennen Sie mich nicht von Urbain.“

„Stehen Sie auf!“ sagt Villebelle, seiner Gemüthsbewegung wider Willen nachgebend. „Nein, Sie sind nicht strafbar, reizendes Mädchen, sondern ich... ich allein!... Ja, ich bin ein Ungeheuer, daß ich Ihre Thränen fließen mache... Ach! warum habe ich Sie gesehen?... allein Sie sind so bezaubernd...“

„Mein Herr, hat man das Recht, ein Mädchen einzuschließen, weil es reizend ist?... Man wird Sie dafür strafen, weil Sie mich in Ihrem Schloß gefangen halten; dies muß verboten sein. Ist es Jemand, weil er ein großer Herr ist, erlaubt, arme Leute nach seiner Willkür zu quälen?... O mein Gott!... und Margarethens Talisman, der mich vor jeder Gefahr bewahren sollte... Arme Margarethe! ach! wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin!“

Der Marquis fühlt keine Kraft mehr in sich, den Thränen des jungen Mädchens zu widerstehen.

„Wohlan,“ sagte er, sich gegen Blanca hinneigend, „weil es wahr ist, daß Sie mich hassen... weil ich Ihnen nur ein Gegenstand des Schreckens bin...“

„Ich Sie hassen?“ sagte das naive Kind, ihre sanften Blicke auf ihn heftend; „o nein, mein Herr, glauben Sie dieß nicht!... Trotz alles Kummers, den Sie mir verursachen, ich weiß selbst nicht, wie es geschieht, allein ich glaube, daß es mir Freude machen würde, Ihnen zu verzeihen... ich glaube selbst, daß ich Sie lieben würde...“

„Sie mich lieben, himmlisches Mädchen!“ ruft der Marquis, den diese Worte wonnetrunken machen. „O Himmel!... wäre es möglich!... und ich, der ich einwillige... Ach, niemals! eher sterben als Sie verlieren, Sie einem Andern abtreten... Sie haben mir ein Glück gezeigt, dessen bloßer Gedanke mich entzückt. Blanca! theure Blanca! ich werde Alles thun, um mich der Liebe, die Sie mich hoffen lassen, würdig zu erzeigen... allein auf Sie verzichten... ach, dieß ist fortan unmöglich!... Ich will mich entfernen, um diese Thränen, die mich mit Abscheu gegen meine Liebe erfüllen, nicht mehr zu sehen!“

Villebelle entfernt sich eilig; Blanca blickt ihm staunend nach, das Entzücken, das er so eben an den Tag gelegt hat, nicht im Mindesten begreifend. Sie ist weit entfernt, zu ahnen, wie sie ihre Fesseln noch enger dadurch geschmiedet, daß sie dem Marquis

eingestanden hat, sie könnte einige Freundschaft für ihn fühlen; ihr reines Herz kennt keine Verstellung, und das Gefühl, das sie dem Marquis zugestehen würde, ist so verschieden von der Liebe, die sie zu Urbain hat, daß sie nichts Schlimmes dabei sieht, es an den Tag kommen zu lassen. Allein Villebelle weiß in diesem aufrichtigen Herzen nicht zu lesen: er bildet sich ein, das liebenswürdige Kind sei nicht abgeneigt, seine Liebe zu erwiedern, und zweifelt nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, Urbain bei ihr in Vergessenheit zu bringen.

Der Tag verfließt, ohne daß der Marquis von Neuem bei Blanca erscheint. Diese sucht wieder Muth zu fassen, da sie sich nicht überzeugen kann, daß der Marquis die Absicht habe, sie gefangen zu halten, und empfiehlt sich ihrem Talisman, damit er ihren Aufenthalt im Schlosse verkürzen möge.

Nachmittags erkundigt sich Blanca bei Marie nach dem Wege in den Park und die dicke Bäuerin beeilt sich, sie bis an den Eingang zu führen, wo sie sie mit einer Verbeugung verläßt. Ungeachtet ihres einfältigen Aussehens bemerkt die Bäuerin, daß ihr Herr in das schöne Fräulein verliebt ist; sie hat die rothen Augen Blanca's bemerkt und ihre schweren Seufzer gehört, und sie verlassend sagte sie zu sich: „Ei! wenn der gnädige Herr in mich verliebt wäre, ich würde nicht weinen... ganz das Gegentheil!"

Allein in dem Park beschäftigt sich Blanca nicht mit dem Gedanken, ihre Freiheit wieder zu bekommen; sie will warten, bis der Marquis sie ihrem Geliebten

zurückgibt; sie hält ihn nicht für fähig, sie stets gefangen zu halten und erräth noch nicht alle Gefahren, denen sie in dem Schlosse preisgegeben ist.

Benachrichtigt, daß Blanca in dem Parke ist, säumt Villebelle nicht, sie daselbst aufzusuchen; fast mit einem Lächeln empfängt ihn Blanca, und obgleich ihre Gesichtszüge eine unveränderliche Traurigkeit ausdrücken, so plauderte sie doch mit ihm über die sie umgebenden Gegenstände und antwortet ihm mit ihrer gewohnten Anmuth und Milde. Dieses Betragen scheint dem Marquis so außerordentlich, daß er Blanca mit eben so viel Erstaunen als Liebe betrachtet. Weit entfernt jedoch, daß ihre Sanftmuth ihn kühn macht, fühlt er vielmehr eine weit tiefere Achtung für sie; er wagt es nicht, sie von seiner Liebe zu unterhalten, und nicht begreifend, durch welche Macht ein Kind ihm Ehrfurcht einflößt, geht er zuweilen stumm und nachdenkend neben ihr her.

Den folgenden Tag trägt Marie die Gegenstände, die Germain in Paris eingekauft hat, in Blanca's Gemach. Sie bestehen in einer Menge jener bezaubernden Kleinigkeiten, die erfunden worden sind, damit reiche Leute ihr Geld desto leichter verbrauchen können. Die wohlbeleibte Bäuerin geräth vor jedem Gegenstande in Entzücken, während Blanca kaum einen Blick auf die Geschenke wirft.

Der Marquis geht, seine schöne Gefangene zu besuchen, und bemerkt, daß man seine Geschenke nicht berührt hat. „Sie verschmähen also, was ich so glücklich bin, Ihnen anzubieten," sagt er zu Blanca.

„Ich will nichts von allem dem,“ antwortet sie seufzend. „Um Urbain zu gefallen, bedurfte ich dieses Schmuckes nicht; was würde er sagen, wenn er ihn an mir sähe?“

„Immer Urbain!... Sagte ich Ihnen nicht, Mademoiselle, daß Sie ihn nimmer sehen werden...“

„Ja... allein ich halte Sie nicht für so schlecht, als Sie scheinen wollen; wozu würde es Ihnen nützen, mir immer Kummer zu machen?“

„Blanca, Sie haben mir bekannt, daß Sie nicht abgeneigt seien, mich zu lieben...“

„In der That, und ich fühle es noch. Bei Urbain und Ihnen würde ich mich sehr glücklich fühlen.“

„Kann ich also nicht hoffen, daß es mir durch fortgesetzte Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gelingen werde, Sie Ihre erste Neigung vergessen zu machen und mich in den alleinigen Besitz Ihres Herzens zu setzen?“

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr: ich liebe Urbain als meinen Geliebten, meinen Gatten, und Sie ... ich wollte ... ich weiß nicht... es scheint mir, daß ich Sie mit Vergnügen meinen Bruder... oder meinen Vater nennen würde.“

Dieses Geständniß befriedigt Villebelle nicht ganz; allein er hofft Alles von der Zeit und der Beständigkeit seiner Aufmerksamkeiten. Gegen Abend begibt sich Blanca von Neuem in den Park, und, wie den Tag zuvor, verfügt sich der Marquis zu ihr. Er geht neben ihr spazieren und fühlt seine Liebe für

dieses bezaubernde Mädchen jeden Augenblick sich vergrößern. Der Marquis erkennt sich nicht mehr: dieser Wüstling, dieser Verführer, der über die widerspenstigsten Schönheiten triumphirt hat, ist blöde und furchtsam bei einem Kind geworden, das keine andere Schutzwehr als seine Unschuld und Tugend hat.

Zwölf Tage sind verflossen, seit sich Blanca in dem Schlosse zu Sarcus befindet, und sie haben ihre Lage nicht verändert. Jeden Morgen stattet ihr der Marquis seinen Besuch ab; allein sich dem Kummer überlassend, den ihr die Trennung von ihrem Geliebten verursacht, läßt das liebenswürdige Kind seine Thränen fließen und der Marquis entfernt sich schnell. Des Abends gehen sie mit einander in dem Parke spazieren, aber häufig schweigend, oder bloß einige Worte wechselnd; Blanca träumt von Urbain, und Villebelle, zufrieden, sich neben ihr zu befinden, hat noch keine frevelhaften Plane entworfen.

Nach Verfluß dieser Zeit brachte dem Marquis eine Botschaft von Paris die Nachricht, daß sich sein Oheim sehr übel befinde und ihn vor seinem Tode zu sehen wünsche. Villebelle, der einzige Erbe dieses sehr reichen Verwandten, kann nicht umhin, sich zu ihm zu verfügen, und entschließt sich, obgleich ungerne, Blanca auf einige Tage zu verlassen. Er nimmt Germain mit sich; allein die Bedienten, die er im Schloß läßt, haben ihre Instructionen erhalten, und es ist ihm nicht bange, daß seine Gefangene entfliehen werde. Ueberdieß verräth die traurige Blanca durch nichts die Absicht, sich zu flüchten. Der Marquis

hält es nicht für angemessen, das junge Mädchen von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen, und verliebter als je verläßt er das Schloß mit dem Vorsatze, seine Rückreise zu beschleunigen.

Zweites Kapitel.

Das Zusammentreffen. — Plan zur Rache.

Wir haben Urbain verlassen, als er im Begriff war, sich auf einem Steine niederzusetzen und durch das Geschrei eines Menschen zurückgehalten wurde, der an diesem Orte lag, und den der junge Student nicht bemerkt hatte. An den Worten, die dieses Individuum sagte, hat man bereits Chaudoreille erkannt, der an dem Orte geblieben war, wo ihn die Räuber verlassen hatten.

Urbain hat eine Bewegung der Ueberraschung gemacht; allein unfähig, ein Gefühl des Schreckens zu empfinden, setzt er sich auf den Stein mit den Worten nieder: „Verzeihung, mein Herr, ich hatte Sie nicht bemerkt.“

Chaudoreille richtet sich mit der Hälfte seines Körpers auf, betrachtet Urbain, und fängt an, sich zu beruhigen. Was konnte er übrigens noch fürchten? Seine Kleidung hatte die Räuber nicht lüstern gemacht; man hatte ihm in Wahrheit seinen Roland gelassen, allein man hatte bemerkt, daß er in seinen Händen nicht gefährlich war.

„Ach, zum Henker! Sie haben mich aufgeweckt,

mein Kamerad ... und ich träumte einen herrlichen Traum!... Ich hatte die zweitausend Livres in Gold noch in meiner Tasche, und das Erwachen ruft mir die traurige Wirklichkeit zurück! ... Ach! tausend Millionen Knebelbärte!... die Schurken, die Nichtswürdigen! sie haben mir Alles genommen ... Ich habe gut mich betasten ... ich besitze keinen Heller mehr!... O Tod! o Wuth! o Verzweiflung!"

Chaudoreille wirft sich von Neuem zur Erde nieder und reißt sich zwei oder drei Haare aus seinem Knebelbarte aus. Endlich, da er findet, daß er dadurch nicht wieder in den Besitz seiner Thaler kommt, beruhigt er sich und betrachtet Urbain von Neuem, der tiefe Seufzer ausstoßt, ohne, wie es scheint, die Verzweiflung des armen Beraubten zu beachten.

„Zum Henker! das ist eine sehr wortkarge Person," sagt der Gascogner zu sich, sich noch einmal an Urbain wendend. „Ich wette, daß man Sie ebenfalls bestohlen hat, mein Kamerad? Diese Stadt ist ein wahrer Sammelplatz von Spitzbuben und Banditen; ein ehrlicher Mann kann nur noch inmitten einer Patrouille sicher spazieren gehen, und auch der Wache würde ich mich nicht anvertrauen!... Ach! das verwünschte Theater ist die Ursache meines Unglücks! Elende Gaukler! im Hotel von Bourgogne es wagen, sich über einen Edelmann von meiner Abkunft lustig zu machen!... Ah! Turlupin, mein Freund, ich werde Dich wiederfinden: morgen schon werde ich bei dem Kriminalrichter eine Klage einreichen und alle Gautier-Garguille in ein Kerker-

loch werfen lassen. Aber ach! wer wird mir meine zweihundert Pistolen zurückgeben? Ich wette, daß Sie nicht so viel bei sich hatten, Kamerad?... nicht wahr?... Zum Henker! Sie seufzen, als ob man Ihnen den Thurm von Notre-Dame gestohlen hätte! Sind Sie wohl in einer Sänfte beraubt worden?"

Urbain stoßt einen tiefen Seufzer aus und murmelt: „Ach! habe ich sie denn auf immer verloren?"

„Ich wußte es wohl," sagte Chaudoreille zu sich, „er hat seine Börse verloren, oder vielmehr man hat sie ihm genommen. Kamerad, haben Sie sie in dieser Gegend der Stadt verloren?"

Urbain blickte ihn überrascht an und antwortete endlich: „Ich weiß nicht, wo sie sein mag... seit acht Stunden laufe ich in Paris umher... ich bin nicht weiter gekommen!"

„Wenn Sie wenigstens eine Laterne hätten... diese würde Ihnen das Geschäft erleichtern. War sie von großem Umfange?... Wenn wir sie voll wiederfinden, Kamerad, so theilen wir mit einander, das ist eine abgemachte Sache."

Urbain steht auf, faßt Chaudoreille bei der Kehle, und ruft, ihn unsanft gegen den Boden drückend, aus: „Elender! wagen Sie es, meines Schmerzes zu spotten? Wenn ich bloß meinem Zorne Gehör schenkte..."

„Ach! schenken Sie ihm doch nicht Gehör... ich bitte Sie... o weh... ich kann nicht mehr. Was für ein Teufel von Mensch sind Sie?... Kommen Sie von dem Schlosse Varvert?... Weil ich Ihnen

rathe, Ihre Börse, die Sie verloren haben, zu suchen, wollen Sie mich erdrosseln…"

„Meine Börse?… Wie! Sie sprachen von Geld?"

„Kann ich von etwas Anderem sprechen… nachdem ich so viel gehabt habe!"

„Ach, Verzeihung, mein Herr, wir haben uns mißverstanden…"

„Dieß fange ich an einzusehen; aber, zum Henker! wir drücken uns sehr hart, das heißt, Sie drücken mich! Welche Faust haben Sie… Gerade wie ich, wenn ich den Roland in der Hand habe… Es ist, scheint es, kein Geld, was Sie verloren haben?"

„Ach! mein Herr, gefiele es dem Himmel… ich würde Alles, was ich besitze, hingeben, um sie wieder aufzufinden, die ich anbete… sie, die meine Gattin werden sollte."

„Arme, unschuldige Seele!" sagt Chaudoreille zu sich; „um einer Frau willen jammert er so… er weiß nicht, was es heißt, zweihundert Pistolen zu verlieren, ohne die kleine Münze zu zählen! Allein weil er nicht bestohlen ist, so suchen wir ihm nützlich zu werden. Wenn ich mir durch die Aufsuchung seines Täubchens ein wenig wieder aufhelfen könnte!…"

Der Ritter richtet sich ganz auf, setzt sich dann auf den Stein neben Urbain und sagt in einem rührenden Tone zu ihm: „Erzählen Sie mir Ihre Leiden, junger Mensch. Ich bin der Beschützer aller Leidenden in der Natur… vermittelst einer kleinen Belohnung; allein ich setze nie einen Preis an, ich verlasse mich auf die Großmuth derer, denen ich diene."

„Was könnten Sie für mich thun, mein Herr? ... Ich habe keine Spur über die Entführer und den Weg, den sie eingeschlagen haben. Ach! ich fühle, daß mich der Muth verläßt!“

„Was soll das heißen, junger Mensch? Nie muß uns der Muth verlassen! Pfui doch! In allen Wechseln des Lebens ist es der Muth, der uns den Göttern gleichstellt, die in Wahrheit den Tod nicht zu fürchten brauchen, weil sie unsterblich sind. Allein kommen wir auf uns zurück. Wenn Sie Geld haben, so ist immer noch Hülfe vorhanden und ich werde Ihnen Ihre Schöne wieder auffinden: ich habe zwei gute Freunde, die Kundschafter sind ... das heißt dieses Geschäft als Dilettanten treiben, zum Besten der Menschheit. Sprechen Sie, in welchem Stadtviertel wohnte die Kleine?“

„In der Straße des Bourdonnais, bei dem Barbier Touquet, der sie erzogen hatte.“

„Bei dem Barbier ... in der Straße des Bourdonnais ... und Ihre Schöne heißt Blanca?“

„Ja, mein Herr; kennen Sie sie? ... Ach! haben Sie die Güte, es mir zu sagen.“

„Im Augenblick, im Augenblick, mein junger Freund. Bei Gott! das ist ein Ereigniß, dem ich ... Ach! alle Teufel, wie glücklich sind Sie, daß Sie mich getroffen haben!“

„Was! Sie könnten mir Blanca wieder auffinden? ... Ach, mein Herr, wie dankbar würde ich gegen Sie sein.“

Urbain wirft sich Chaudoreillen um den Hals,

der, sich von ihm losmachend, zu sich sagt: „Dieser junge Mann wollte Blanca heirathen... es scheint, der Marquis hat die Kleine bereits entführt, allein der Marquis hat mich bezahlt, ich habe gegenwärtig nichts mehr von ihm zu hoffen... wir müssen uns daher nach dem kleinen Liebhaber umwenden. Indessen ist Klugheit nöthig ... lassen wir ihn nicht wissen, wer ich bin, und vor allen Dingen, was ich schon in dieser Intrigue gethan habe."

Urbain dringt in Chaudoreille, sich zu erklären, und dieser antwortet ihm endlich in geheimnißvollem Tone: „Ich kenne weder Blanca, noch den Barbier ... allein einer meiner Freunde kam häufig in Touquets Laden... ich erinnere mich jetzt, daß er mir in der That von Ihrer nahen Heirath gesagt hat."

„Das ist sonderbar, Herr Touquet hatte mir das tiefste Stillschweigen anempfohlen, und er selbst..."

„Sie sehen aber wohl, daß er davon gesprochen hat, weil ich die Sache wußte. Allein ein Mann... von hohem Range ... ein großer Herr war in Ihre Braut verliebt..."

„Ein großer Herr?... Sein Name..."

„Ich weiß ihn noch nicht... allein ich werde ihn erfahren."

„Und Sie sind dessen gewiß?"

„O, ganz gewiß. Und jener große Herr ist es, der Ihre Schöne entführt haben wird."

„Ach! lassen Sie mich seinen Namen wissen, ich bitte Sie darum ..."

„Morgen ... das heißt, diesen Abend hoffe ich

Ihnen denselben mittheilen zu können; allein Klugheit, junger Mann, und compromittiren Sie mich nicht!... Ich setze mich in Gefahr, um Ihnen zu dienen.“

„Ach! mein Herr, rechnen Sie auf meine Dankbarkeit!“

„Ich rechne auch auf sie.“

„Und erst heute Abend?...“

„Ja ... finden Sie sich um neun Uhr bei dem Thore Montmartre ein... vergessen Sie nicht, alles Geld, was Sie zusammenbringen können, mit sich zu nehmen, und ich werde Ihnen sagen, was ich weiß...“

„Genug. Ach! daß es nicht schon Abend ist...“

„Inzwischen brauche ich einige Thaler, um sie den Freunden, von denen ich gesprochen habe, zu geben... und ich sitze gegenwärtig auf dem Trockenen, da man mich diese Nacht bestohlen hat...“

„Hier ist Alles, was ich bei mir habe, mein Herr; nehmen Sie es, ich bitte Sie.“

„Recht gerne, mein junger Freund. Allein der Tag bricht an, wir müssen uns trennen. Heute Abend bei dem Thore Montmartre...“

„Ach! ich werde nicht ermangeln, mein Herr!“

„Und vergessen Sie nichts von dem, was ich Ihnen gesagt habe. Leben Sie wohl! Ich gehe, um für Sie thätig zu sein.“

Chaudoreille entfernt sich, und Urbain, durch die ihm gemachte Hoffnung wieder ein wenig ermuthigt, kehrt langsam nach seiner Wohnung zurück, um den Abend daselbst zu erwarten.

Seine Richtung nach dem Pont-Neuf nehmend, sagt der Gascogner zu sich: „Es scheint mir, der Herr Marquis sei sehr schnell zu Werke gegangen: die Kleine ist entführt; jener Schurke von Touquet ist damit einverstanden, ich bin es überzeugt. Hier ist Kühnheit nöthig! Der Marquis kann unmöglich von mir gesprochen haben; wir wollen uns zu Touquet verfügen, ohne uns das Ansehen zu geben, als wüßten wir Etwas, und sehen, was er sagen wird. Uebrigens werde ich, aus Klugheit, in dem Laden bleiben, und bei der ersten zornigen Bewegung, die ich ihn machen sehe, springe ich nach der Thüre und versammle hundert Personen um mich."

Nachdem Chaudoreille diesen Plan entworfen hat, tritt er in die erste Schenke, die er bemerkt, und aus Furcht, bestohlen zu werden, verzehrt er alles Geld, das ihm Urbain gegeben hat. Als er von der Tafel aufsteht, ist es zehn Uhr; dieß ist der Augenblick, in welchem Touquets Laden am meisten mit Leuten angefüllt ist und den Chaudoreille wählte, um sich zu ihm zu verfügen. Ehe er in den Laden tritt, versichert er sich, daß Touquet nicht allein ist; hierauf erscheint er und wünscht ihm mit schlauer Miene einen guten Morgen. Der Barbier antwortet ihm in seinem gewöhnlichen Tone und gibt durch nichts zu erkennen, daß er Verdacht geschöpft hat. Chaudoreille ermuthigt sich; als sie jedoch allein sind, verliert er die Thüre nicht aus dem Gesichte, während er mit gleichgültiger Miene fragt, ob er etwas Neues wisse.

„Alles ist beendigt,“ sagte der Barbier; „sie sind verheirathet und abgereist; ich hoffe hinfort nicht mehr von ihnen reden zu hören.“

„Ach! sie sind verheirathet?“ sagte Chaudoreille, in die Lippen beißend; „die Kleine hat ihren Kleinen geheirathet?“

„Ei! ohne Zweifel,“ antwortete Touquet in barschem Tone; „ist das etwas Ueberraschendes?“

„Was mich betrifft, so bin ich nicht mehr überrascht als diese Mücke.“

„Hier hast Du, was ich Dir versprochen habe. Ich habe im Sinne, dieses Haus in Kurzem zu verkaufen und mich von den Geschäften zurückzuziehen; ich bedarf Deiner Besuche nicht mehr: Du hast hier keine Lectionen im Singen mehr zu ertheilen. Ueberhebe Dich daher der Mühe, Dich ferner hierher zu verfügen. Lebe wohl, ich schenke Dir alle Bärte, die Du mir schuldig bist.“

„Sehr verbunden, mein theurer Freund; könnte ich Dir doch eines Tages meine ganze Dankbarkeit beweisen.“ Dieß sprechend öffnet Chaudoreille die Thüre und entfernt sich aus dem Hause des Barbiers. „Er fordert mich auf, nicht mehr zu ihm zurückzukehren,“ sagt er zu sich, „das ist höflich!... Der Schurke fürchtet, ich möchte den Marquis bei ihm treffen, der ihm vielleicht befohlen hatte, die Geschenke mit mir zu theilen, die er ihm gemacht haben wird, als er die kleine Verlobte aus seinen Händen empfing. Aber Geduld, wenn Du ein Schelm bist, mein lieber Touquet, so schmeichle ich mir, ebenfalls ein sehr

listiger und gewandter Schalk zu sein. Es ist mir nicht darum zu thun, in Dein Wespennest zurückzukehren, allein Andere werden daselbst erscheinen können... Wohlan, Chaudoreille, hier ist Genie nöthig, mein guter Freund; es kommt hier darauf an, die Verluste der letztverflossenen Nacht zu ersetzen. Der Teufel hole mich, wenn ich mich wieder in eine Sänfte begebe. Eilen wir zuerst nach dem Lusthause in der Vorstadt und erkundigen wir uns bei Marcel, ob der Marquis die schöne Blanca dahin geführt hat; hierauf kehre ich nach Paris zurück und begebe mich zu unserer eifersüchtigen Italienerin; dann erzähle ich ihr von der Sache, bis sie Convulsionen hat; endlich verfüge ich mich nach dem Orte des Rendezvous, das ich dem jungen Liebhaber gegeben habe, und sage ihm, was ich weiß, wofür ich mich gut bezahlen lasse. Mag sich ein Jeder aus der Schlinge ziehen, wie er kann; was mich betrifft, so installire ich mich, sobald meine Taschen gefüllt sind, in ein Pharo, und trotze daselbst allen Ereignissen, mitten unter Poaten und Bankiers. Alle Teufel, wie hübsch das ist!"

Diese Plane entwerfend hat er seinen Lauf nach der Vorstadt St. Antoine genommen. Er kommt ganz athemlos in dem Lusthause an, und ihm öffnend fragte ihn Marcel, ob er zufällig abermals einen fremden Prinzen getödtet habe. „Heute nicht," antwortet Chaudoreille, die Hand seines Freundes liebevoll drückend, woraus dieser schließt, daß das große Vermögen bereits verpraßt ist.

„Hast Du ein Haus in dieser Gegend der Stadt gekauft?“ sagte Marcel zu ihm.

„Es ist nicht mehr die Rede davon, ich bin bestohlen... vollständig bestohlen worden, mein Freund! ... Ich nehme eine Sänfte, und die Elenden, die mich tragen, führen mich in einen Keller und fallen zu vierzehn oder fünfzehn Mann über mich her!... Die Tapferkeit vermag nichts gegen die Ueberzahl; ich glaube jedoch, daß ich, mich vertheidigend, drei oder vier von ihnen getödtet habe. Aber lassen wir das; sag' mir, mein theurer Marcel, ob der Marquis seine neue Eroberung hierher geführt hat?“

„Ich habe weder den gnädigen Herrn, noch irgend Jemand von seiner Suite gesehen.“

„Marcel, Du lügst!“

„Ich sage Dir die Wahrheit; ich bin allein in dem Hause...“

„Der Teufel! das verwirrt meine Gedanken ein wenig... Bist Du wohl ganz überzeugt, daß Du nicht lügst?“

„Ei, zum Henker! wenn Leute hier wären, so hätte ich Dich schon lange fortgeschickt.“

„Weißt Du, ob Dein Herr andere kleine Besitzthümer in der Umgegend vnn Paris hat?“

„Ich weiß bloß die Befehle, die man mir ertheilt, zu befolgen, zu schlafen und zu essen; übrigens bin ich weder neugierig, noch schwatzhaft.“

„Du handelst sehr thöricht, Du wirst Dich nie weit emporschwingen. Lebe wohl, Marcel.“

Chaudoreille eilt nach Paris zurück, sehr mißver=

gnügt darüber, daß er Blanca's Aufenthaltsort nicht entdeckt hat; da er nicht zu Julia gehen will, ohne genauere Nachrichten eingezogen zu haben, entschließt er sich, in das Hotel des Marquis zu eilen.

Das Hotel des glänzenden Villebelle war seines Herrn würdig und lag in einer geringen Entfernung von dem Louvre. Chaudoreille schleicht in einen ungeheuern Hof, verbeugt sich tief vor dem Schloßvogte und fragt, ob der gnädige Herr in Paris sei. „Der Herr Marquis ist in England," erwiedert der Schloßvogt, auf den kleinen Chaudoreille hochmüthig herabblickend, und da dieser sieht, daß es ihm unmöglich ist, eine Unterhaltung mit dem stolzen Vogte anzuspinnen, verläßt er das Hotel, zu sich sagend: „In England! Will er die Kleine mit Plumpudding verführen? Wahrlich, ich habe gethan, was ich konnte!... Wohlan, erzählen wir jetzt der schönen Julia Alles, was ich weiß; es ist erst fünf Uhr, ich habe noch Zeit, ehe ich zu meinem Rendezvous gehe."

Chaudoreille eilt zu der jungen Italienerin. Die alte Dienerin öffnet ihm. „Ist Ihre Gebieterin anwesend?" sagte er zu ihr.

„Ja, mein Herr."

„Ist sie allein?"

„Ja, mein Herr."

„Kündigen sie ihr an, daß der Ritter Chaudoreille ihr die wichtigsten Dinge mitzutheilen hat."

Die Dienerin kehrt bald zurück und führt Chaudoreille auf der Stelle zu ihrer Gebieterin. Julia ging in ihrem Zimmer auf und nieder und schien

sehr bewegt. „Ich erwartete Sie," sagte sie zum Ritter, ihm winkend, sich niederzusetzen.

„Sie erwarteten mich, Signora?"

„Ja, denn ich habe den Marquis nicht gesehen, seit ich mit Ihnen gesprochen habe; nie noch ist er so lange ausgeblieben, und ich zweifle nicht, daß irgend eine neue Intrigue die Ursache seiner Vernachläßigung ist."

„Ach! Signora, Ihre Muthmaßung ist nur zu richtig."

„Also bin ich verrathen!" ruft Julia aus, sich wüthend geberdend, während Chaudoreille sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung niedersetzt, den Roland quer auf seine Kniee legend.

„Was wollen Sie, Signora, die Menschen sind... Menschen; der Marquis weiß Ihre Reize, Ihre Anmuth, Ihre Schönheit nicht zu schätzen..."

„Schweigen Sie, und sagen Sie auf der Stelle Alles, was Sie wissen."

„Ich soll schweigen und reden?" antwortet Chaudoreille, irre Blicke umherwerfend.

„Der Name meiner Nebenbuhlerin?... Antworten Sie, Unglücklicher!"

„Sie sehen mich dazu bereit, Signora; aber ich bitte Sie, lassen Sie mich das der Ordnung nach erzählen."

„Der Name meiner Nebenbuhlerin, sage ich Dir!" erwiederte Julia, sich wuthentbrannt dem Gascogner nähernd, der an allen seinen Gliedern zittert und stammelt: „Blanca ... die Waise ... das junge Mädchen, das der Barbier erzog ..."

„Der Bösewicht! Ich hätte es errathen sollen!“

„Blanca sollte sich heute mit einem jungen Studenten verheirathen, den sie liebte und der sie anbetet... Der Barbier hatte seine Einwilligung dazu gegeben; ich weiß nicht, durch welchen Zufall der Herr Marquis das junge Mädchen gesehen hat; er wird verliebt in sie geworden sein und sie entführt haben, denn in der vorgestrigen Nacht ist sie verschwunden, und ich habe meinen Freund Touquet stark im Verdacht, daß er die Plane des gnädigen Herrn befördert hat. Uebrigens befindet sich die Kleine nicht in der Vorstadt St. Antoine: ich komme so eben davon her, und der Herr Marquis ist nicht in Paris, weil ich so eben in seinem Hotel gewesen bin, wo man mir gesagt hat, er sei in England...“

Chaudoreille hat alles das erzählt, ohne Athem zu holen, aus Furcht, Julia möchte ihm einen übeln Possen spielen, wenn er sie nicht schnell von Allem, was er wisse, in Kenntniß setzte.

„Diese Reise nach England ist eine Lüge!“ ruft Julia aus.

„Dieß habe ich auch geglaubt...“

„Der Marquis hat das junge Mädchen in eines seiner Schlösser geführt.“

„Dieß ist wahrscheinlich!“

„Allein in welches? ... Das muß ausgeforscht werden.“

„Ich bin Ihrer Meinung; das muß noch ausgeforscht werden.“

„Vielleicht ist dieses junge Mädchen noch in Paris.“

„Das könnte leicht sein... diese Stadt ist ein Abgrund! Ein junges Mädchen verliert sich in ihr wie ein Sechspfennigstück!“

Julia sinnt einige Augenblicke nach, und Chaudoreille schweigt, wartend, bis sie wieder sprechen würde, um ihr Echo zu bilden. Die junge Frau geht in dem Zimmer auf und nieder: ihre Hände sind geschlossen; man sieht an dem Zittern ihres Körpers, daß ihre Nerven krampfhaft zusammengezogen sind, und daß sie ihre Wuth nur mit großer Anstrengung beherrscht. Endlich bleibt sie vor Chaudoreille stehen und sagt zu ihm: „Sie glauben also, daß diese Blanca den Marquis nicht liebt?“

„Ich glaube, daß sie ihn wenigstens noch nicht liebte, weil sie ihn nie gesehen hatte...“

„Wie können Sie hievon überzeugt sein?“

„Wirklich... Sie haben recht, ich bin durchaus nicht davon überzeugt.“

„Sagen Sie mir Alles, was Sie über dieses junge Mädchen wissen: seit wie lange wohnt sie bei dem Barbier? die Beweggründe ihrer Adoption?“

Chaudoreille erzählt Julien die Sache auf dieselbe Art, wie früher dem Marquis, und die Italienerin hört ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu; als er geendet hat, sinnt sie über das Gehörte nach, und der Erzähler wagt es nicht, sie in ihrem Nachdenken zu stören.

„Touquet ist ein Elender!“ sagte Julia endlich, „ich weiß es schon längst; allein ich will mir nunmehr Beweise von seinem Verbrechen zu verschaffen

suchen; und wenn er es wirklich ist, der Blanca dem Marquis überliefert hat, so zittere er!"

„Das ist gerecht, das Verbrechen muß bestraft werden!" und Chaudoreille fügt ganz leise hinzu: „Wenn sie ihn an den Galgen bringen könnte, dann würde ich ihn nicht mehr fürchten."

„Ist das Alles, was Sie wissen?" sagte Julia.

„Ach! Verzeihung, Signora, in dem Feuer meines Eifers habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich durch den größten aller Zufälle diese Nacht den jungen Liebhaber der Blanca getroffen habe: der arme Teufel saß auf einem Steine ... und ich auf dem Boden, ich war so eben durch Banditen beraubt worden, die mir, beiläufig bemerkt, die Frucht dreijähriger Ersparnisse und Entbehrungen, die ich zu einer Ersparnißkasse tragen wollte, entrießen! ... Die Unglücklichen sprechen gerne von ihren Leiden; wir haben geschwatzt, und der arme Teufel sagte mir, er suche seine Braut. Ich habe ihm nicht sagen wollen, daß ich den starken Verdacht hegte, der Marquis von Villebelle sei der Entführer der Kleinen, ehe ich Sie gesehen hatte; allein ich habe dem jungen Menschen ein Rendezvous auf diesen Abend um neun Uhr gegeben."

„Sehr gut, finden Sie sich an dem bestimmten Orte ein und bringen Sie diesen jungen Menschen zu mir."

„Ich soll ihn zu Ihnen führen, Signora?"

„Ja, zu mir, wir werden uns mit einander verabreden, wir werden unsere Bemühungen vereinigen: er, um seine Geliebte wieder aufzufinden, und ich, um den Undankbaren zu strafen, der mich verläßt."

„Das ist in der That sehr gut; wenn man sich vereinigt, versteht man sich besser und ist auch stärker. Ich eile daher zu dem Rendezvous und bringe den jungen Urbain zu Ihnen. Ach, alle Teufel! ich habe den ganzen Tag über noch nichts genossen, und ich glaube, ich habe kein Geld mehr bei mir..."

„Hier, hier, nehmen Sie das," sagte Julia, ihm eine Börse überreichend; „dienen Sie mir mit Treue und sparen Sie dieses Gold nicht."

„Was die Treue betrifft, so bin ich eine wahre Pudelhündin," sagt Chaudoreille, die Geldbörse in seinen Gürtel steckend. „Ich eile in die Schenke, um etwas Speise und ein kleines Glas Getränk zu mir zu nehmen, dann verfüge ich mich nach dem Thore Montmartre, wo ich unsern Verliebten abhole, den ich alsbald zu Ihnen bringe."

Chaudoreille eilt schnell hinweg. Auf der Straße angekommen, untersucht er den Inhalt des Beutels und sagt zu sich: „Wenn mir der junge Liebhaber eben so viel gibt, so werde ich wieder ein schönes Kapital vor mir haben, die gangbare Münze abgerechnet, denn diese Julia ist eine Goldgrube zum Ausbeuten!"

Um neun Uhr befindet er sich an dem Orte, den er Urbain bezeichnet hat, allein er findet den jungen Studenten nicht daselbst, was ihn, in Betracht des sehnlichen Wunsches, den dieser geäußert hatte, ihn bald wieder zu sehen, nicht wenig befremdet. Chaudoreille spaziert in der Straße auf und nieder, die Hand stets auf die Börse haltend und sich sorgfältig

von den Sänftenträgern entfernend. Indessen hat es zehn Uhr geschlagen, und Urbain kommt nicht; der Ritter stampft vor Ungeduld auf den Boden und murmelt: „Der Henker hole die Verliebten, sie sind stets halbtoll! Dieser wird mich falsch verstanden haben und erwartet mich vielleicht an dem Thore St. Honoré, während ich hier Schildwache stehe!... Wenn ich wenigstens seine Adresse wüßte!"

Der arme Urbain hatte den Ritter Chaudoreille sehr gut verstanden, und als er bei Tagesanbruch nach Haus zurückkehrte, war es sein einziger Wunsch, den Augenblick des Rendezvous ankommen zu sehen. Allein können wir die Ereignisse vorhersehen? Wir sind elende Geschöpfe und entwerfen große Plane für die Zukunft!

Heute gehört uns,
Und Morgen Niemand.

Heute sogar gehört uns nicht ganz. Kaum war Urbain nach Haus zurückgekehrt, so fühlte er Schauder am ganzen Leibe. Dieses Uebelbefinden der Ermüdung der Nacht zuschreibend, hatte er sich in das Bett gelegt, in der Hoffnung, einige Stunden Ruhe werden ihn von seiner Unpäßlichkeit befreien. Allein die Natur hatte es nicht so beschlossen: ein heftiges Fieber hatte sich gezeigt und der junge Liebende hatte zu phantasiren angefangen. Die Nachbarin, die ihm bei seinen Verkleidungen behülflich gewesen war, hatte an dem Kopfkissen seines Bettes Platz genommen und versah die Stelle einer Wärterin, weil sie freundschaftliche Gesinnungen gegen Urbain hegte und die

Frauen in der Freude wie im Schmerz stets bereit sind, Beweise derselben zu ertheilen.

Aus diesem Grunde spazierte Chaudoreille vergebens in der Gegend des Thores Montmartre umher. Um zehn und ein halb Uhr hält er es endlich nicht mehr für klug, länger zu warten, und kehrt, ziemlich übel gelaunt, zu der Italienerin zurück, die, als sie ihn allein sieht, ausruft: „Warum bringen Sie ihn nicht mit?"

„Ei, zum Henker! weil ich ihn nicht gesehen habe."

„Was soll das bedeuten?"

„Dieß bedeutet, Signora, daß ich seit neun Uhr vergebens Schildwache stehe; Urbain hat sich nicht eingestellt."

„Ein ärgerlicher Zufall!... und Sie wissen seine Adresse nicht?"

„Leider nein!... Wenn das wäre, so würde ich mich zu ihm verfügt haben. Was der Henker mag ihn abgehalten haben, sich einzufinden?"

„Vielleicht hat er Blanca's Aufenthaltsort entdeckt; gleichviel, wir werden diesen Menschen wiederfinden. Chaudoreille, sobald der Tag anbricht, stellen Sie sich in der Nähe des Hauses des Barbiers in Hinterhalt: spähen Sie alle seine Schritte aus, folgen Sie ihm nach, wenn er sein Haus verläßt, und wenn sich der Marquis zu ihm begibt, so eilen Sie, mich davon in Kenntniß zu setzen. Ich meinerseits werde in der Nähe von Villebelle's Hotel Wache halten; es ist unmöglich, daß er daselbst nicht bald wieder erscheint. Nur dadurch, daß wir alle Schritte des

Marquis und des Barbiers ausspähen, können wir hoffen, Blanca's Aufenthaltsort zu entdecken, und dann weiß ich, was ich zu thun habe."

„Alle Ihre Befehle werden vollzogen werden," sagt Chaudoreille, sich entfernend: und fügt bei sich hinzu: „Ich will zwar das Haus des Barbiers beobachten, aber was ihn betrifft, der Teufel! wenn ich mich vermesse, ihm zu folgen: sobald er bloß die Nase hervorstreckt, werde ich mich so schnell aus dem Staube machen, daß ich ihm nur noch als ein Hase erscheinen werde!"

Drittes Kapitel.

Abermals das kleine Kabinet.

Acht Tage sind verflossen, in denen Julia beständig in der Nähe des Hotels des Marquis umhergeschlendert ist; allein Alles, wovon sie sich überzeugt hat, beschränkt sich darauf, daß der Marquis sich nicht in demselben befindet. Seinerseits ist Chaudoreille nicht weiter gekommen; er weiß gewiß, daß der Marquis nicht zu dem Barbier gekommen ist, allein dieser entfernt sich nur sehr selten aus seiner Wohnung und bloß in der Absicht, sich zu seinen Kunden zu begeben. Was Chaudoreille sehr überrascht, ist der Umstand, daß er, so lange er auf der Lauer steht, Urbain nicht ein einziges Mal zu dem Barbier gehen gesehen hat; er weiß nicht, daß der junge Student durch das Fieber fortwährend an sein Lager

gefesselt ist, und seine Ungeduld und sein Kummer weit entfernt sind, seine Genesung zu beschleunigen.

Julia kann ihre Lage nicht ertragen; sie will sich an dem Liebhaber rächen, der sie verläßt. Da Villebelle stets abwesend ist, so fordert sie den Ritter Chaudoreille auf, sich auf ihren Posten in der Nähe des Hotels zu verfügen, wogegen sie ihn in der Straße des Bourdonnais ersetzt; Chaudoreille willigt mit großem Vergnügen in diese Aenderung, entzückt, sich von der Wohnung des Barbiers entfernen zu können.

Julia hat nicht im Sinne, sich darauf zu beschränken, Touquets Wohnung anzublicken; sie will in dieselbe schleichen, sie will mit Margarethe sprechen und von der guten Alten alle Einzelheiten in Beziehung auf Blanca's Verschwinden erfahren. Julia ist muthig und unternehmend, sie ist Italienerin und will sich rächen: dieß ist drei Mal mehr, als man nöthig hat, um seinen Zweck zu erreichen.

Julia fürchtet Touquet nicht, allein sie sieht ein, daß sie nur in seiner Abwesenheit hoffen kann, Margarethen zum Sprechen zu bewegen, und sie hat ihren Plan nach den Erkundigungen entworfen, die sie im Stadtviertel über die alte Dienerin eingezogen hat.

Gegen Abend sieht Julia den Barbier seine Wohnung verlassen; sobald er sich entfernt hat, klopft sie an der Thüre des Hauses.

Margarethe war trostlos, daß sie nichts von ihrer theuren Blanca wußte, und was das Maß der Verzweiflung der guten Alten voll machte, war der Umstand, daß sie nicht mehr von Urbain reden hörte.

Wenn sie vor ihrem Herrn den Namen Blanca aussprach, so gebot ihr der Barbier in strengem Tone Stillschweigen; bloß in der Einsamkeit wagte Margarethe, sich ihrem Schmerze ohne Zwang zu überlassen.

„Wer ist da?“ fragt Margarethe nach ihrer Gewohnheit.

„Jemand, der Ihnen Nachrichten von Blanca geben will,“ erwiedert Julia.

Beim Namen ihres lieben Kindes trägt Margarethe kein Bedenken, zu öffnen; zudem hat sie die Stimme einer Frau erkannt, und der Kummer hat die Furchtsamkeit des alten Mädchens vermindert.

Julia tritt ein: ein schwarzer Mantel, der größer ist als der der Spanierinnen, umhüllt sie, ein Faltenhut von derselben Farbe bedeckt ihren Kopf, und zwei ebenfalls schwarze Federn fallen anmuthig von dem Faltenhute auf Julia's linke Schulter zurück. Diese Tracht, ihr entschiedener Gang und das Feuer, das in ihren schwarzen Augen funkelt, verleihen ihrer ganzen Person etwas Seltsames, das in Erstaunen setzt. Allein Margarethe hat alles das nicht bemerkt und ruft bei ihrem Anblick aus: „Werden Sie mir meine theure Blanca zurückbringen?“

„Noch nicht ... allein ich werde Allem aufbieten, daß Sie sie bald wiedersehen. Deßwegen muß ich mit Ihnen reden; führen Sie mich in Ihr Zimmer.“

„Aber mein Herr hat mir verboten, irgend Jemand zu empfangen,“ sagt Margarethe, die anfangt, Julia Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Ihr Herr ist ausgegangen...“

„Er kann jeden Augenblick zurückkehren.“

„Ich werde seine Blicke zu vermeiden wissen. Die Furcht, die er Ihnen einflößt, ist demnach sehr groß?“

„Er ist so strenge!“

„Wohlan, gute Margarethe, lassen Sie sich von der Furcht, die Sie vor dem Barbier haben, nicht so sehr beherrschen, daß Sie Ihre theure Blanca vergessen. Von der Unterhaltung, die wir mit einander haben, von den Nachrichten, die Sie mir geben werden, hängt vielleicht der Erfolg meiner Unternehmung ab.“

„Ja, ich fühle, daß ich, um mein geliebtes Mädchen wieder zu sehen, Allem trotzen kann... Kommen Sie, Madame, folgen Sie mir.“

Margarethe steigt in ihr Zimmer hinauf, von Julia begleitet, die forschende Blicke auf alle ihrem Auge sich darbietende Gegenstände wirft. Während die Alte ihre Lampe auf den Tisch stellt und Stühle vorrückt, legt Julia ihren Mantel ab; sie trägt unter demselben einen rothen Rock, und in einem schwarzen Gürtel, der ihren Leib umschließt, funkelt ein kleiner Dolch mit einem Griffe von Ebenholz.

Diese Mischung von Roth und Schwarz, die, den alten Chroniken zufolge, stets die Lieblingstracht der Zauberinnen war, diese Waffe, die an Julia's Gürtel schimmert, Alles vereinigt sich, um Margarethen einen geheimen Schrecken einzuflößen. Sie betrachtet die junge Frau unruhig und stammelt, ihr einen Sitz anbietend:

„Kann ich wissen, Madame, wer Sie sind und woher Sie meine arme Blanca kennen?“

„Wer ich bin!“ antwortet Julia, und ein bitteres Lächeln spielt um ihren Mund. „Dieß steht mit dem Beweggrunde, der mich hierher führt, in keiner Verbindung. Was liegt in der That daran, wer ich bin, wenn ich Ihnen nur das Mädchen, das Sie beweinen, wieder aufsuchen will, und die Macht dazu habe.“

„Die Macht!“ wiederholt Margarethe, die zu vermuthen anfangt, sie stehe vor einer Zauberin. „Ach! Sie haben die Macht!“

„Was Ihre theure Blanca betrifft, so kenne ich sie nicht; ich habe sie sogar nie gesehen...“

Diese Worte vergrößern Margarethens Schrecken, allein Julia fährt, ohne darauf zu merken, fort: „Hören Sie mich, gute Frau. Mein persönlicher Vortheil veranlaßt mich, Blanca aufzusuchen; der, welcher sie entführt hat, gehörte ganz mein!... ich betete ihn an!... ich würde mein Leben für ihn aufgeopfert haben, und der Undankbare vergißt mich!... Begreifen Sie jetzt den Beweggrund, der mich in dieser Sache leitet?“

„Ach! ich schöpfe wieder Athem,“ sagt Margarethe; „ja, Madame, ja, ich begreife, jener große Herr, der hierher gekommen ist, ist vielleicht Ihr Gemahl... Ach! das würde mich nicht wundern; die Menschen sind in der That nicht mehr erkenntlich!“

„Sagen Sie mir, was Sie wissen, gute Margarethe; es ist von Wichtigkeit, daß ich Alles erfahre.“

Margarethe stattet ihr von dem Besuche des Marquis, und dem, was er Blanca gesagt hat, Bericht ab.

„Hatte er Sie vor jenem Tage nie gesehen?“

„Nie, ich versichere Sie.“

„Und Sie haben den Marquis bei dem Barbier gelassen ...“

„Den Marquis? ... Es ist also ein Marquis! ... Ich ahnte es doch!“

„Ich bitte Sie, antworten Sie mir.“

„Ja, Madame; mein Herr hat mir befohlen, wegzugehen, und ich habe ihn bei diesem Marquis gelassen.“

„Dann?“

„Legte ich mich zu Bette, Madame, und ich glaube, meine theure Blanca that deßgleichen.“

„Elender Touquet! er war mit dem Marquis im Einverständnisse; er ist es, der ihm dieses junge Mädchen überliefert hat!“

„Was sagen Sie da, Madame? Sie glauben, mein Herr ...“

„Ist ein Bösewicht!“

„Ach! sprechen Sie leise, ich bitte Sie! ... Wenn er zurückkehrte ... wenn er Sie hörte ... Aber Sie täuschen sich, Madame, mein Herr hatte in Blanca's Ehe mit Urbain eingewilligt.“

„Um seine Plane desto besser zu verbergen.“

„Armer Urbain! ... ich sehe ihn nicht mehr! Ohne Zweifel sucht er unsere theure Kleine unaufhörlich.“

„Wo war Blanca's Zimmer?“ sagt Julia, neugierig um sich her blickend.

„Im ersten Stockwerke, nach der Straße zu, Madame; seit sie in dieses Haus gekommen war, hatte sie kein anderes bewohnt.“

„In dieses Haus also ist sie mit ihrem Vater gekommen, der ermordet worden ist?“

„Ja, Madame.“

„Standen Sie damals im Dienste des Barbiers?“

„Nein, Madame, ich bin erst zwei Jahre nachher in denselben getreten.“

„Wo schläft Ihr Herr?“

„Gerade hier unten; deßwegen würde ich, wenn er zurückkehrte, fürchten, er möchte uns sprechen hören.“

„Und haben Sie dieses Zimmer stets bewohnt?“

„Nein, Madame, ich wohnte früher oberhalb Blança's Zimmer; es gefiel mir daselbst weit besser als in diesem düstern Zimmer, in welchem lange Zeit Niemand wohnte, und das, glaube ich, ehedem die Wohnung eines Magiers mit Namen Odoart war.“

Julia steht auf und geht einige Augenblicke schweigend in dem Zimmer auf und nieder. Plötzlich ruft sie aus: „Ach, wenn diese Mauern sprechen könnten!“

„In der That,“ sagt Margarethe, den Kopf schüttelnd, „ich glaube, daß wir furchtbare Dinge erfahren würden! Ein Nestelknüpfer!... ein Zauberer!“

Julia scheint in tiefes Nachdenken verloren, als man die Hausthüre schließen hört. „Ach, mein Gott! das ist mein Herr... ich bin verloren!“ ruft Margarethe aus. „Er hat mir ausdrücklich verboten, irgend Jemand zu empfangen...“

„Schweigen Sie!... Er wird nicht wissen, daß ich hier bin. Kommt er zuweilen in Ihr Zimmer herauf?"

„Nein... aber... gute heilige Margarethe, wenn er entdeckte..."

Julia legt einen Finger auf ihren Mund, um sie zum Schweigen zu bewegen. Bald läßt sich die Stimme des Barbiers hören: er ruft Margarethen. Diese zittert so sehr, daß sie nicht weiß, was sie thun soll. „Antworten Sie doch, daß Sie kommen," sagt Julia zu ihr. Margarethe nähert sich der Thüre, allein jetzt glaubt sie ihren Herrn die Treppe heraufsteigen zu hören. „Das ist er... er wird zu mir kommen!" sagt sie zu Julia.

„Ich muß mich verbergen."

„Ach! warten Sie... ich hatte es vergessen... geschwind, geschwind in dieses Kabinet..." Margarethe eilt nach ihrem Alkov, schleicht hinter das Bett, öffnet die kleine, durch die Tapeten verborgene Thüre, und Julia schleicht blitzschnell in das Kabinet. Die alte Dienerin schließt die Thüre hinter ihr zu, nimmt ihre Lampe und eilt, die Treppe hinabzusteigen. Ihr Herr war in dem Saale des Erdgeschoßes.

„Sie ist sehr langsam," sagt der Barbier, Margarethe anblickend.

„Mein Herr... dieß kommt daher... daß man ... in meinem Alter nicht flink ist..."

„Ist in meiner Abwesenheit Jemand gekommen?"

„Nein, mein Herr, Niemand."

„Urbain vielleicht?"

„Ich schwöre Ihnen, daß ich ihn nicht gesehen habe."

„Chaudoreille?"

„Eben so wenig."

Der Barbier läßt sich das Nachtessen auftragen und winkt Margarethen, sich zu entfernen. „Wollen Sie heute lange aufbleiben, mein Herr?" sagt sie.

„Was liegt ihr daran?" erwiedert Touquet, einen finstern Blick auf sie werfend. „Ich habe ihr schon oft gesagt, daß ich die neugierigen Leute eben so sehr hasse als die schwatzhaften."

„Dieß ist wahr... auch sehen Sie wohl... ich will zu Bette gehen, mein Herr."

Margarethe eilt wieder nach ihrem Zimmer. Da angekommen, schließt sie die Thüre sorgfältig und befreit dann Julia, die in dem kleinen Ka[illegible] ohne Licht geblieben ist. „Kommen Sie, Madam[illegible] sagt sie zu ihr, „kommen Sie, Sie können jetzt wieder herausgehen."

„Einen Augenblick!" sagte Julia, Margarethen die Lampe aus den Händen nehmend, „ich will diesen Ort untersuchen."

„O mein Gott! Sie werden hier nichts Merkwürdiges finden... Wir sind einmal da gewesen, Blanca und ich und..."

„Hier ist eine Thüre," sagt Julia, das Licht der Mauer nähernd.

„Eine Thüre! glauben Sie? wir haben sie nicht gesehen. Es ist wahr, wir sind nur einen Augenblick und ohne Licht da gewesen."

Julia sucht den Durchgang, der zur Treppe führt, zu öffnen, allein dieß gelingt ihr nicht. „Diese Thüre ist von der andern Seite verschlossen,“ sagt sie; „sie muß mit irgend einem verborgenem Gange in Verbindung stehen.“

„Was liegt uns daran, Madame? Kommen Sie, ich bitte Sie.“

„Mir liegt im Gegentheil sehr viel daran. Ach! wenn ich irgend einen Beweis erhalten könnte, um ihn in's Verderben zu stürzen!“

„Wovon einen Beweis, Madame?“

„Es ist unmöglich, diese Thüre einzubrechen.“

Julia hält ihre Lampe auf den Boden nieder und untersucht, ob sie keine Fallthüre entdecken kann, während Margarethe am Eingange des Alkovs bleibt, sehend, ob ihr Herr nicht heraufsteige.

„Was ist das für ein großes Koffer?“ fragt Julia nach einigem Umherblicken.

„Es ist leer, wie Sie sehen... ich weiß nicht, was es da thut; ich werde es einmal verbrennen.“

Julia bückt sich nieder und lüpft das Koffer, um es besser untersuchen zu können. Sie glaubt einen auf den Boden gelegten Gegenstand zu bemerken, nähert ihr Licht demselben und sieht, daß es eine alte Brieftasche von braunem Leder ist, die, wie es scheint, absichtlich unter das Koffer verborgen wurde, wo sie seit mehreren Jahren gelegen haben muß, denn der rings umher angehäufte Staub hat bloß den Ort, den sie einnahm, verschont.

Julia ergreift die Brieftasche mit einem Freuden=

schrei. „Was gibt es?“ sagt Margarethe, sich nähernd, „was haben Sie da?“

„Ich habe eine gewisse Ahnung, daß ich in dieser Brieftasche endlich finden werde, was ich suche!“

„Diese Brieftasche! O, mein Gott! wo war sie denn?“

„Stille! Kommen Sie, lassen Sie uns diese Thüre wieder verschließen.“

Julia verläßt das Kabinet, dessen Thüre sie wieder verschließt, und die Lampe wieder auf den Tisch stellend, beeilt sie sich, die Brieftasche zu öffnen und die in ihr enthaltenen Papiere zu untersuchen. Unterdessen steht Margarethe, stets unruhig, an der Thüre auf der Lauer, und betrachtet zugleich die junge Frau, deren Gesichtszüge die lebhafteste Gemüthsbewegung ausdrücken. Plötzlich leuchtet eine grausame Freude in den Augen der jungen Italienerin, die sich auf einen Stuhl neben dem Tische wirft und ausruft: „Ich werde gerächt werden!“

„Allein, wem gehört diese Brieftasche?“ fragt Margarethe.

„Dem Unglücklichen, den Ihr Herr ermordet hat.“

„Ermordet!... Ach! Madame, was sagen Sie da?“

„Ja, Alles beweist es mir... dieses Zimmer wird er ihm zur Wohnung angewiesen haben, weil der geheime Gang, der sich hier befindet, sein Verbrechen begünstigen mußte! Der Unglückliche hatte ohne Zweifel dieses Kabinet besichtigt, und, ohne das Unglück, das ihn erwartete, zu errathen, für gut ge-

funden, diese Brieftasche, welche die Beweise eines wichtigen Geheimnisses enthält, unter dem Koffer zu verbergen."

„Ach, Sie machen mich zittern, Madame!"

Julia fährt fort, die Papiere zu untersuchen. Freude, Erstaunen und das Vorgefühl der Rache sprechen abwechslungsweise aus ihren Augen. „Endlich ruht sein Schicksal in meinen Händen!" ruft sie aus; „Treuloser, der Du mich verrathen hast... zittere, daß ich Dir nicht noch grausamere Qualen bereite, als Du mich hast erdulden lassen. Und Du, sein geschäftiger Mitschuldiger, der Marquis soll das Ungeheuer kennen lernen, das seine Liebesintriguen befördert hat."

Margarethe hört Julia zitternd an. Diese legt die Papiere wieder in die Brieftasche, die sie sorgfältig in ihren Busen versteckt, dann wirft sie ihren Mantel um und schickt sich zum Weggehen an.

„Und Blanca?" sagte die gute Alte, „Sie sagen nichts mehr von Blanca, Madame?"

„Fassen Sie Muth!" antwortet Julia in feierlichem Tone; „Blanca's Schicksal muß sich ändern ... Sie werden sie wieder sehen... Leben Sie wohl, gute Frau; beobachten Sie das tiefste Stillschweigen über diese Brieftasche; Blanca's Schicksal hängt davon ab."

„Ach, Madame, fürchten Sie nichts!"

„Ich werde ohne Licht hinabsteigen; Touquet muß in sein Zimmer zurückgekehrt sein. Ich werde kein Geräusch machen."

„Allein ich muß Sie wohl begleiten, um die Thüre zu öffnen."

„Könnte ich sie nicht selbst öffnen?"

„Es ist ein Geheimniß... Ach, mein Gott! ich ginge gerne mit Ihnen aus diesem Hause. Alles, was Sie mir von meinem Herrn gesagt haben, macht mich zittern, und seit mein theures Kind nicht mehr da ist, finde ich diese Wohnung so traurig, so öde!"

„Es ist besser, Sie bleiben hier, um mich und Urbain von Allem, was der Barbier thut, in Kenntniß zu setzen. In Kurzem, Margarethe, werden Sie glücklicher und mit Ihrer theuern Blanca vereinigt sein."

„Ach, sprächen Sie doch die Wahrheit!"

„Oeffnen Sie Ihre Thüre... ich höre kein Geräusch auf der Treppe... beeilen wir uns."

Die Alte schleicht ohne Licht die Treppe hinab; Julia folgt ihr. Sie kommen unten an der Treppe an und sind im Begriff, in die Hausflur zu treten, als der Barbier, schnell aus dem Gange, der in den Saal des Erdgeschoßes führt, hervortretend, mit einem Lichte in der Hand erscheint.

Margarethe stoßt einen Schrei des Entsetzens aus. Der Barbier nähert das Licht rasch dem Gesichte der Italienerin, die in einem gebieterischen Tone zu ihm sagt: „Wohlan, erkennst Du mich wieder?"

Touquet macht eine Bewegung der Ueberraschung, sucht aber seinen Zorn zu beherrschen, indem er antwortet: „Sie bei mir, Madame! und was haben Sie da zu suchen?"

„Nachrichten von Blanca!“

„Von Blanca?“

„Ja, befremdet Dich das? Du glaubtest nicht, daß ich dieses junge Mädchen kennen lernen werde, Du glaubtest, der Marquis von Villebelle werde sich seiner neuen Leidenschaft überlassen können, ohne daß ich den Gegenstand derselben kennen lernen, ohne daß ich erfahren werde, daß Du abermals der Vertraute seiner Liebe warst?“

Wuth und Grimm leuchten aus Touquets Augen, während er der Italienerin antwortet: „Die Eifersucht hat Ihr Gehirn verwirrt, Madame! Können Sie mir die Schuld beimessen, wenn Ihr Liebhaber Sie verläßt? Und woraus können Sie schließen, daß der Marquis der Entführer eines jungen Mädchens ist, das er nie gesehen hat?“

„Deine Lügen nützen nichts... ich weiß mehr davon, als Du glaubst. Wenn Du den Marquis vor mir siehst, so sage ihm, er solle sich beeilen, Blanca mit Urbain zu vereinigen. Beginge er durch Deine treulosen Rathschläge einen Frevel, so wäre er der Erste, der Dich wegen seines Verbrechens bestrafen würde. Was mich betrifft, so wirst Du mich wieder sehen, ich habe Dir auch ein Geheimniß zu enthüllen.“

Dieß sprechend eilt Julia nach der Thüre. Der Barbier macht Miene, sie zurückzuhalten, allein sie wendet sich um und ihre Hand hat bereits den Griff ihres Dolches erfaßt. Einen fürchterlichen Blick auf Touquet schleudernd, verläßt sie schnell seine Wohnung.

Viertes Kapitel.

Der Sturm zieht sich zusammen.

Während der Nacht las Julia die in der Brieftasche enthaltenen Papiere zu wiederholten Malen; sie schien sich mit neuen Entwürfen zu beschäftigen und neue Racheplane auszubrüten. Der Schlaf nahte ihren Augen nicht und der Tag fand sie noch vor einem kleinen Tische sitzend, auf welchem die Brieftasche liegt, und einen Brief untersuchend, dessen Inhalt sie so lebhaft anzusprechen scheint, daß sie sich nicht enthalten kann, ihn wieder und wieder zu lesen.

In diesem Augenblicke läutet man drei Mal an der Hausglocke. Julia legt eilends die Briefe und die Brieftasche zusammen, und bald tritt Chaudoreille in ihr Gemach.

„Dank meiner Sorgfalt, ich bringe Ihnen endlich Nachricht!“ ruft der Gascogner mit selbstgefälliger Miene. „Seit achtundvierzig Stunden habe ich an dem Palaste gelauert... und sogar das kleinste Geschöpf, das hineinging, beobachtet.“

„Nun denn?“

„Nun denn! der Marquis ist zurückgekommen.“

„Er ist hier?“

„Ja, Signora, in seinem Hotel... ich habe ihn diesen Morgen in einem Reisewagen ankommen sehen.“

„Sehr gut; ich werde ihn sehen, hoffe ich.“

„Was befehlen Sie jetzt?... wo soll ich hineilen?... ich bin bereit.“

„Sie haben den jungen Urbain noch immer nicht gesehen?“

„Leider! nein. Ich glaube, der arme Junge wird vor Liebe gestorben sein!... Er war schon so mager wie ein Kukuk. Ich kann mir sonst keinen Grund denken, der ihn hätte abhalten können, sich bei unserer Zusammenkunft einzufinden.“

„Kehren Sie zu dem Hotel zurück; ich fürchte, der Marquis möchte sich ohne unser Wissen entfernen, und für Blanca's Wiederauffindung ist es von Wichtigkeit, daß ich jeden Schritt erfahre, den Villebelle thut.“

„Ganz recht, ich kehre also wieder auf meinen Posten zurück.“

„Nehmen Sie dieses Gold, aber verdoppeln Sie Ihren Eifer, eilen Sie... Wenn Sie zu sehr ermüdet sind, so bedienen Sie sich einer Sänfte.“

„Ich soll eine Sänfte nehmen? Lieber wollte ich den Weg auf dem Bauche machen. Aber seien Sie ruhig, Signora: meine Füße sind stets zu meinem Dienste bereit.“

Chaudoreille hat sich entfernt. Julia setzt sich an ihren Schreibpult und schickt sich zum Schreiben an, aber plötzlich wirft sie die Feder weg und steht mit den Worten auf: „Es ist besser, ich sehe, ich spreche ihn; fort nach seinem Hotel!“

Alsbald klingelt sie ihrer Dienerin und läßt sich ankleiden. Trotz der Unruhe, die sie empfindet, wird ihr Spiegel oft zu Rathe gezogen, und sie unterläßt nichts, was ihre Reize erhöhen kann. Endlich

ist dieses wichtige Geschäft beendigt. Julia läßt eine Sänfte holen und sich nach der Wohnung des Marquis führen.

Beim Eintritt in den unermeßlichen Hof dieses glänzenden Palastes hat die junge Italienerin Mühe, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen. „Was wollen Sie, Madame?" fragte sie der Schloßvogt.

„Zum Marquis von Villebelle."

„Mein gnädiger Herr ist erst diesen Morgen von England zurückgekommen und nimmt noch keine Besuche an."

„Ich muß ihn durchaus sprechen."

„Es ist unmöglich."

„So sagen Sie ihm wenigstens, Signora Julia wünsche ihn auf der Stelle zu sehen."

Der Schloßvogt überträgt die Besorgung dieses Auftrags einem Bedienten, der bald wieder zurückkommt und Julien mit unverschämter Miene erklärt: „Mein Herr will Ihnen den Zutritt nicht gestatten und ersucht Sie, seinen Palast zu verlassen."

Diese Beleidigung kann Julia nicht verschmerzen; sie wirft einen wüthenden Blick auf die Bedienten und entfernt sich schnell aus dem Palaste.

Zu Hause angekommen, setzt sie sich an ihren Schreibpult, und schreibt dem Marquis folgendes Billet:

„Sie weigern sich, mich zu sehen, und doch hängt es von mir ab, Sie zum glücklichsten oder unglücklichsten aller Sterblichen zu machen. Ich weiß, daß Sie der Entführer Blanca's sind; achten Sie dieses

junge Mädchen. Eilen Sie, mich zu hören: jetzt will ich Ihnen noch verzeihen, aber in wenigen Augenblicken werde ich nur den Eingebungen meiner Wuth folgen."

Sobald sie diesen Brief beendigt hat, überträgt sie dessen Besorgung einem ihr ergebenen Menschen und erwartet seine Zurückkunft mit der lebhaftesten Ungeduld. Endlich kommt der Bote zurück und bringt eine Antwort des Marquis. Julia ergreift sie hastig und liest Folgendes:

„Meine kleine Julia! Ihr Billet-doux hat mir viel zu lachen gemacht; ich finde nichts spaßhafter als jene Frauen, die uns mit ihrer Wuth drohen. Es steht euch nur Eine Rache zu Gebot, die: uns zu täuschen, und Gott weiß, ob ihr Gebrauch davon macht; aber auch sie hat wenig Reizendes, wenn sie nicht stattfindet, während wir euch lieben; im andern Falle ist euer Zweck verfehlt. Ihre Herrschaft ist vorbei, meine liebe Freundin; es ist Ihnen ohne Zweifel nie in den Sinn gekommen, den Marquis von Villebelle lange zu fesseln; ich sende Ihnen eine Anweisung auf meinen Bankier. Ich weiß nicht, wer Ihnen hat sagen können, daß ich eine gewisse Blanca entführt habe; was liegt Ihnen eigentlich daran? Kann ich nicht zehn Frauen entführen, wenn es mir beliebt? Glauben Sie mir, bekümmern Sie sich nicht um meine Handlungen und geben Sie sich nicht mehr die Mühe, mir zu schreiben, denn Ihre Briefe würden Ihnen unerbrochen zurückgeschickt werden. Leben Sie wohl; ich wünsche Ihnen einen ge-

treuen Liebhaber, weil Sie so viel auf Treue halten."

Julia wird zur Bildsäule; sie hat das Schreiben noch in ihrer Hand, aber sie sieht es nicht mehr; ein einziger Gedanke, der Gedanke an Rache, beschäftigt sie; sie scheint sich demselben mit Vergnügen hinzugeben. „Du hast es gewollt," sagte sie, „ich schwanke nicht mehr."

Der Marquis ist indessen sehr betroffen darüber, daß die junge Italienerin weiß, daß er Blanca entführt hat, und sobald die Nacht eingebrochen ist, hüllt er sich in seinen Mantel und begibt sich zum Barbier.

Touquet selbst öffnet dem Marquis, denn die Ereignisse des vorigen Abends und der Schrecken, den die alte Margarethe empfunden hat, schienen sie gelähmt zu haben: sie ist nicht mehr im Stande, ihr Zimmer zu verlassen.

„Sie hier, mein gnädiger Herr!" sagt der Barbier erstaunt; „ich glaubte Sie auf Ihrem Schlosse ganz mit Ihrer neuen Liebe beschäftigt. Sollte Blanca schon vergessen sein?"

„Vergessen? Ach, ich liebe sie mehr als je! Aber ich bin genöthigt worden, auf einige Tage nach Paris zu kommen; ich hoffe bald wieder nach Sarcus zurückzukehren. Jeder Augenblick, den ich entfernt von Blanca verleben muß, scheint mir ein Jahrhundert zu sein. Ich habe jedoch noch nicht gesiegt... und die Erinnerung an ihren Urbain... allein, laßt uns auf den Beweggrund kommen, der mich hierherführt: wie

kommt es, daß Julia weiß, daß ich Blanca entführt habe? woher kann sie das liebenswürdige Mädchen, das Du so sorgfältig bewachtest, kennen?"

„Ich bin hierüber eben so erstaunt als Sie, mein Herr. Diese junge Italienerin hat die Kühnheit gehabt, sich gestern Abend in mein Haus zu schleichen. Sie hat, wie mir meine alte Haushälterin sagt, vorgegeben, sie bringe Nachrichten von Blanca, der That nach aber hatte sie bloß die Absicht, nähere Erkundigung über ihr Verschwinden einzuziehen."

„Sie ist auch in mein Hotel gekommen; ich habe ihren Besuch abgelehnt und sie hat mir geschrieben: sie droht mir! Mein Schicksal, sagt sie, ruhe in ihren Händen. Du kannst Dir leicht denken, daß ich über diese großen Worte, welche die Eifersucht und der Unwille einer Frau eingeben, nur lache; doch finde ich in diesem Allem etwas Sonderbares."

„Warten Sie, gnädiger Herr, ich glaube... Wer hat Ihnen gesagt, daß sich in meinem Hause ein junges reizendes Mädchen befinde?"

„Wahrlich, Du erinnerst mich daran: es ist ein Original, ein kleiner Mensch, den ich in meinem Hause in der Vorstadt, unter einer Bildsäule versteckt, gefunden habe, und der behauptet hat, er sei Dir bei Julia's Entführung behülflich gewesen."

„Chaudoreille?"

„Es ist so!"

„Ich hätte es errathen sollen. Ohne Zweifel hat dieser Julien gesagt, daß Sie Blanca entführt haben; wenn ihm Urbain bekannt wäre, so würde es mich

nicht wundern, wenn er auch diesen davon unterrichtete."

„Ah, der kleine Schelm, ich habe ihn doch recht gut bezahlt!"

„Nachdem er Ursache der Entführung gewesen ist, thut er sein Möglichstes, daß Blanca wieder aufgefunden wird!"

„In der That, das ist nicht so einfältig. Er ist ein Bursche, der Dich nachahmt; aber wenn Du ihn irgendwo triffst, so empfehle ich ihn Dir: laß ihn tüchtig durchprügeln."

„Seien Sie ruhig, mein Herr."

„Uebrigens mögen sie machen, was sie wollen, sie werden Blanca meinen Händen nicht entreißen können. Dieses junge Mädchen hat mehr Macht als sie Alle! Eine einzige ihrer Thränen könnte, ich fühle es, alle meine Entschlüsse ändern. Wenn sie mich mit ihren schönen Augen flehend anblickt, so stehe ich oft auf dem Punkte, meine Liebe aufzuopfern und sie dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit zurückzugeben, um mir wenigstens ihre Freundschaft zu erwerben..."

„O, mein gnädiger Herr, welch' eine Thorheit! Wie, Blanca ist in Ihrer Gewalt und Sie würden..."

„Nein, nein, sie muß mein sein; mich jetzt von ihr zu trennen ist unmöglich, und hat sie mir zudem nicht gesagt, daß sie geneigt wäre, mich zu lieben!"

„Auf, mein Herr, fassen Sie Muth; man würde sagen, Sie lassen sich durch die Drohungen dieser kleinen Julia schrecken!"

„Mein Oheim ist sehr krank; vielleicht wird er die Nacht nicht überleben. Ich werde bald wieder nach Sarcus abreisen, dann will ich mich nicht mehr von Blanca trennen, dann will ich nur meiner Liebe Gehör geben.“

„Bei den Frauen, gnädiger Herr, erlangt man dadurch für Alles Verzeihung.“

Seitdem der Barbier weiß, daß Villebelle argwöhnt, woher er sein Vermögen hat, hält er es seinem Interesse für angemessen, Blanca zu Grunde zu richten; wenn es dem Marquis in den Sinn käme, auf die Bahn der Ehre zurückzukehren, so müßte Touquet für sich selbst zittern.

Der Marquis ist wieder in seinem Palaste angekommen. Wie er vorhergesehen hat, stirbt sein Oheim in derselben Nacht und hinterläßt ihm ungeheure Reichthümer, was zu dem Gedanken verleiten könnte, daß das Glück nicht diejenigen, welche einen guten Gebrauch von seiner Gunst machen, vorzugsweise begünstige; allein man wird hierauf antworten, die Glückseligkeit entspringe nicht aus dem äußern Glücke. Man muß doch die Unglücklichen ein wenig trösten. Acht Tage sind für den Marquis hinreichend, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen; nach Verlauf dieser Zeit schickt er sich an, zu Blanca zurückzukehren, der er Geschenke jeder Art, die sorgfältig in den Reisewagen eingepackt werden, mitnimmt. Chaudoreille, der beständig in der Nähe des Hotels auf der Lauer steht, bemerkt jene Reiseanstalten, und eilt, Julien davon in Kenntniß zu setzen.

„Es ist gut," sagt die junge Italienerin; „ich bin auch schon lange bereit; ich habe zwei gute Pferde gekauft... Du wirst mich begleiten."

„An's Ende der Welt... ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben."

„Ich denke, wir gehen nicht weit. Wir werden nur dem Wagen des Marquis folgen."

„Ich verstehe."

„Du kannst reiten?"

„Sehr gut... indessen wünsche ich lieber einen Esel, sie gehen keinen so harten Trab."

„Einfaltspinsel! kann man auf einem Esel einem Postwagen folgen? Treffe alle nöthige Vorkehrungen."

„Schon geschehen... Meine Garderobe habe ich bei mir... Was meinen Beutel betrifft... gestern Abend... ein verdammter Zufall... während Sie mich bei dem Hotel abgelöst hatten... ich bin nur fünf Minuten beim Knöchelspiel geblieben... auch ich kann wie Franz I. sagen: ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht!"

Während Chaudoreille plaudert, hat Julia einen weiten Mantel um ihre Schultern geworfen und ihre sämmtliche Baarschaft zu sich genommen. Dann schickt sie den Gascogner auf seinen Posten zurück und geht selbst fort, um die Pferde abzuholen. Gegen sieben Uhr Abends besteigt der Marquis mit Germain eine Berline und reist nach dem Schlosse Sarcus ab, ohne zu ahnden, daß Julia und Chaudoreille von ferne seinem Wagen folgen.

Wir wollen die Reisenden ihren Weg zurücklegen

lassen, und zu dem armen Urbain zurückkehren, der schon lange in seinem Bett, an das ihn Krankheit und Kummer fesseln, schmachtet. Er ist in Verzweiflung darüber, daß er nicht die Kraft besitzt, seiner lieben Blanca nachzueilen, und das gute Mädchen, das ihn bedient, wiederholt ihm unaufhörlich: „Je mehr Sie sich grämen, desto mehr entfernen Sie den Augenblick Ihrer Genesung.“

Man hat ihm gesagt, ein großer Herr sei Blanca's Entführer; er ist untröstlich darüber, daß er sich nicht bei jener Zusammenkunft, wo er dessen Namen erfahren sollte, einfinden konnte. Endlich aber fühlt er sich besser und kann ausgehen: der erste Gebrauch, den er von der Rückkehr seiner Kräfte macht, ist der, daß er sich nach dem Hause des Barbiers verfügt. Dieses Haus ist von allen Seiten verschlossen, obgleich der Tag bereits angebrochen ist; Urbain klopft an, man öffnet ihm nicht.

„Sie klopfen umsonst,“ sagte eine Nachbarin, „das Haus wird nicht mehr bewohnt, es ist zum Verkauf ausgesetzt. Man muß sich an den Sachwalter... Straße des mauvaises paroles... wenden.“

„Und der Barbier?“

„Der Barbier hat es verlassen, weil, wie ich Ihnen sage, Niemand mehr da ist.“

„Und Margarethe?“

„Sie ist vor acht Tagen gestorben.“

„Margarethe ist gestorben!... Sollte es möglich sein?“

„Nun, was finden Sie daran Außerordentliches? Sie war nicht mehr jung, die arme Frau!“

„Wo kann ich denn jetzt Herrn Touquet finden?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Dieser Mann war ein Bär: er sprach mit Niemand.“

Urbain entfernt sich, tief betrübt über dieses neue Ereigniß. Er bedauert die gute Margarethe, die Zeuge seiner Liebe und seines Glücks gewesen war, und sieht kein Mittel mehr, über Blanca's Schicksal Nachricht zu erhalten. Er begibt sich an das Thor Montmartre und bringt da drei Stunden in der Hoffnung zu, derjenige, der ihn zu einer Zusammenkunft bestellt hatte, werde sich daselbst einfinden; allein er wartet vergebens und kehrt trostlos in seine Wohnung zurück.

Das wohlbeleibte Mädchen, dem er seinen Kummer mittheilt, sucht ihn mit den Worten zu trösten: „Wenn derjenige, welcher Ihnen Ihre Geliebte entführt hat, ein großer Herr ist, so müssen Sie sie bei allen großen Herren suchen.“

Auf einmal schreit Urbain vor Freude laut auf; ein flüchtiges Lächeln belebt seine durch den Gram verwelkten Züge wieder. „Es ist mir noch eine Hoffnung übrig!“ sagte er.

„Was ist es denn, mein Herr?“

„Ueber allen diesen Begebenheiten hatte ich jenes Abenteuer vergessen... und gleichwohl hat er mir seine Dienste angeboten!“

„Welches Abenteuer, mein Herr?“

„So höre sie. Sie muß sich erinnern, daß ich,

um Blanca zu sehen, einige Zeit genöthigt war, mich als Frauenzimmer zu verkleiden."

„O ja, mein Herr, ich erinnere mich wohl noch, weil ich Sie ankleidete und Ihnen Ihre Stecknadeln befestigen half."

Das dicke Mädchen lacht; Urbain achtet nicht darauf und fährt fort: „Als ich eines Abends... es war, glaube ich, das erste Mal, daß ich meine Verkleidung trug... von mehreren männlichen Personen angefallen wurde, flüchtete ich durch die Straßen von Paris. Es war sehr spät, als ich mich auf dem großen Pré-aux-clercs befand. Ich war meiner Wohnung schon nahe, als ich von vier Männern angehalten wurde, die mir ihre Sprache als Hofleute bezeichnete. Ich gestand ihnen, daß ich männlichen Geschlechts sei, in der Hoffnung, ihnen dadurch um so bälder zu entwischen; allein einer von ihnen verlangte, ich solle ihm erzählen, was mich zu meiner Verkleidung bewogen habe. Ich weigere mich: er beharrt darauf; ich erzürne mich, drohe ihm, kurz, einer seiner Kameraden leiht mir seinen Degen: wir schlagen uns und ich verwunde meinen Gegner, aber nur leicht, wie ich glaube. ‚Mein Freund, sagte er jetzt, mir die Hand reichend, Du bist ein braver Bursche, es freut mich, Deine Bekanntschaft gemacht zu haben; wenn Du einmal einen Beschützer nöthig haben solltest, so komm in mein Hotel, frage nach dem Marquis von Villebelle, und Du wirst mich bereit finden, Dir zu dienen.' Dieß sind seine eigenen Worte!"

„Der Marquis von Villebelle? O, ich habe meinen Herrn mehrmals von ihm sprechen hören. Man sagt, er sei ein sehr freigebiger großer Herr und ein eben so schlechtes Subjekt.“

„Gleichviel! er hat mir seinen Schutz angeboten, ich werde meine Zuflucht zu ihm nehmen.“

„Wahrlich, mein Herr, Sie werden wohl daran thun; und wer weiß, ob er nicht den Schurken kennt, der Ihnen Ihre kleine Freundin geraubt hat!“

„Ja, ich habe die Hoffnung, der Marquis werde mir zu Blanca's Wiederauffindung behülflich sein. Große Herren erzählen einander ihre Abenteuer, ihr Liebesglück. Ein so braver Mann wird mit meinen Qualen Mitleid haben... daß ich ihn nicht jetzt schon sprechen kann... aber sein Hotel?“

„O, es ist sehr bekannt, mein Herr, und es wird Ihnen leicht sein, es aufzufinden.“

Den folgenden Morgen geht Urbain mit Tagesanbruch aus, um den Mann, auf den er seine letzte Hoffnung setzt, aufzusuchen. Man bezeichnet ihm das Hotel des Marquis; er langt bald bei demselben an.

„Der Herr Marquis von Villebelle?“ sagt er bei seinem Eintritt in den Hof, sich schüchtern an den Schloßvogt wendend.

„Dieß ist zwar sein Hotel, aber der Herr Marquis ist nicht in Paris.“

„Er ist nicht in Paris?“ ruft Urbain mit beklemmtem Herzen aus.

„Nein, er ist auf der Reise.“

„Auf der Reise!... und... wird er bald wieder zurückkommen?“

„Er wird zurückkommen, wenn's ihm beliebt!... Bedarf mein gnädiger Herr Ihrer Erlaubniß, um zu reisen?“

„Dieß will ich nicht damit sagen, sondern daß ich den Herrn Marquis so nothwendig zu sehen, zu sprechen habe.“

„Sie werden ihn sehen, wann er zurückkommt und er Ihren Besuch annehmen will.“

Der übermüthige Schloßvogt wendet sich weg, ergreift sein Glas und seine Gabel wieder, und setzt ein reichliches Frühstück mit ernster Miene fort, ohne weiter auf den jungen Studenten zu achten, der in dem Vorhof zurückgeblieben ist, wo er, tiefe Seufzer holend, sagte: „Er ist nicht in Paris... wie unglücklich bin ich!“

Nach Verfluß von zwei Minuten nähert sich Urbain abermals sachte der Loge des Schloßvogts und sagt mit bittender Stimme: „Mein Herr, könnten Sie mir nicht sagen, in welchem Lande der Marquis ist?“

„Wie, Sie sind noch da?“ erwiedert der Schloßvogt, ohne sich umzuwenden; „man läßt mich nicht einmal ruhig frühstücken! Ich sage Ihnen, daß mein gnädiger Herr auf der Reise ist... Es gibt Leute, die alle denselben Eigensinn haben... sie sagen alle das Nämliche: Ich will zu dem gnäd'gen Herrn, und sie verbrechen mir den Kopf vom Morgen bis zum Abend!“

Urbain läßt sich nicht abschrecken, er kennt di-

Pariser Gebräuche: er zieht seine Börse, in die er mehrere große Thaler gelegt hat, und klingelt mit diesen; nun wendet sich der Burgvogt um und sagt in höflicherem Tone: „Es thut mir in der That leid... allein, auf Ehre, mein gnädiger Herr ist abwesend... und, unter uns gesagt, ich glaube, er wird es lange sein."

„O Himmel!" sagt Urbain, „und auf ihn setze ich meine letzte Hoffnung... Ach, wenn Sie wissen, wo der gnädige Herr ist, so bitte ich Sie, sagen Sie es mir."

Der junge Liebende tritt, seine Börse darreichend, vor. „So treten Sie einen Augenblick herein," sagte der Schloßvogt, die kleine Thüre seiner Wohnung öffnend. „Ja, ohne Zweifel, ich weiß, wo der gnädige Herr ist, wir müssen dieß wohl wissen, wir, um ihm die wichtigen Briefe, die man ihm zuschicken könnte, zu übersenden. Es ist ein Geheimniß; wenn Sie mir jedoch versprechen, verschwiegen zu sein... Niemand zu sagen, daß Sie das von mir erfahren haben..."

„O, ich schwöre es Ihnen!"

„Nun, so will ich Ihnen sagen, daß der Herr Marquis auf seinem Schlosse Sarcus ist; es liegt in der Gegend von Grandvilliers... man schlägt die Straße über Beauvais ein und..." Urbain hört den Schloßvogt nicht länger an; er wirft seine Börse auf dessen Tisch, entfernt sich schleunig aus dem Hotel, eilt in seine Wohnung, nimmt seine ganze Baarschaft zu sich, und macht sich noch denselben Tag auf den Weg, um den Marquis in seinem Schlosse aufzusuchen.

Fünftes Kapitel.

Rückkehr in's Schloß.

Während der Abwesenheit des Marquis hat Blanca im Schlosse Sarcus traurige und einförmige Tage verlebt. Als sie den Tag nach Villebelle's Abreise den gewöhnlichen Besuch nicht von ihm erhält, glaubt sie, ihr Entführer schicke sich an, sie nach Paris zurückzuführen; allein als sie ihn am Abend nicht in dem Park antrifft, erkundigt sie sich bei Marie nach ihm. „Der gnädige Herr ist abgereist," entgegnete das Bauernmädchen.

„Abgereist ohne mich!" ruft Blanca aus, ihre schönen, mit Thränen gefüllten Augen gen Himmel emporrichtend. „Er will mich also immer in diesem Schlosse behalten!"

„Trösten Sie sich, Mamsell, der gnädige Herr hat gesagt, er werde nicht lange abwesend sein."

Blanca kehrt, ohne zu antworten, auf ihr Zimmer zurück. Sie bringt hier ihre Zeit niedergeschlagen und beklemmt zu, und bedauert, daß der Marquis abwesend ist, denn das liebenswürdige Kind schmeichelt sich stets, er werde sich durch ihre Bitten erweichen lassen. Sie hat schon einige Mal die Bewegung bemerkt, die ihre Thränen ihm verursachten; sie hoffte daher, er werde sie noch mit Urbain vereinigen, aber so allein hat sie keine Hoffnung mehr, und die Tage verfließen der jungen Gefangenen langsam und traurig.

Indessen verschönert der wiederkehrende Frühling

die Natur, die Bäume erhalten ihr Laubwerk wieder, der Rasen grünt von Neuem, die Wiesen schmücken sich mit Blumen und die Vögel kehren in die Haine zurück, um die Jahreszeit der Liebe zu besingen. Aber gleichgültig gegen die Gemälde, die sich ihrem Auge darbieten, findet Blanca kein Vergnügen an der Betrachtung der reizenden Scenen, die sie zu jeder andern Zeit entzückt hätten; die Leiden des Herzens werfen einen düstern Schleier über alle Gegenstände, die uns umgeben.

Bisweilen kommt Blanca, wenn sie im Park spazieren geht, auf den Gedanken, zu entfliehen; aber wohin soll sie ihre Schritte lenken? Zudem ist der Park von sehr hohen Mauern umgeben, und die Thore, durch welche er mit dem Schlosse in Verbindung steht, sind immer sorgfältig verschlossen. Das junge Mädchen weiß nicht, daß während der Abwesenheit des Marquis zwei Bediente sie stets beobachten.

Eine tiefe Schwermuth hat sich Blanca's bemächtigt. Umsonst sucht Marie sie zu zerstreuen; Seufzer, Thränen sind die einzige Antwort, die sie von ihr erhält. Zehn Tage sind seit der Abreise des Marquis verflossen, als Marie eines Morgens Blanca benachrichtigt, ihr Herr sei so eben angekommen.

Diese Nachricht scheint der jungen Gefangenen neuen Muth einzuflößen, und mit Ungeduld sieht sie einem Besuche von ihm entgegen.

Villebelle, der vor Verlangen brennt, seine Gefangene wieder zu sehen, zögert nicht, sich zu ihr zu begeben: er erstaunt über die Veränderung, die mit

ihrer ganzen Gestalt vorgegangen ist. „Sie hatten mich also in diesem Schlosse vergessen?“ redete ihn Blanca seufzend an.

„Ich Sie vergessen?“

„Warum haben Sie mich denn nicht nach Paris mitgenommen? Werden Sie mich noch lange hier behalten?“

„Wenigstens werde ich Sie nicht mehr verlassen.“

„Lassen Sie Urbain zu uns kommen, und ich werde nicht mehr fortzugehen wünschen.“

Der Marquis runzelt die Stirne und sucht Blanca zu zerstreuen, indem er ihr mehrere Kleinigkeiten, die er von Paris bringt, darreicht; alle diese Geschenke werden nicht besser aufgenommen als die ersten, und Blanca würdigt sie nicht einmal eines Lächelns.

Der Abend führt Blanca und den Marquis in dem Park noch einmal zusammen. Villebelle, verliebter als je und an den Rath des Barbiers sich erinnernd, schmeichelt sich, über seine Gefangene zu triumphiren; aber sobald er in Blanca's Nähe ist, fühlt er seine ganze Entschlossenheit weichen: ein Blick des liebenswürdigen Kindes, bis in die Tiefe seines Herzens dringend, bezähmt seine Begierden, und Villebelle sagt bei sich: „Durch welche Zaubermacht gebietet mir dieses junge Mädchen eine Achtung, die stärker ist als meine Liebe?“

Blanca hat sich am Eingange einer dicht mit Laubwerk umwachsenen Grotte niedergesetzt. Der Marquis nimmt an ihrer Seite Platz; lange Zeit

schweigt er, sie zärtlich anblickend, dann schlingt er seinen Arm um sie und will einen Kuß auf ihren reizenden Mund drücken; allein Blanca richtet ihr flehendes Auge auf ihn und sagt: „Ich bitte Sie, gnädiger Herr, lassen Sie mich.“ Ohne zu wissen, wie es zugegangen ist, hat der Marquis das liebenswürdige Kind aus seinen Armen entwischen lassen; er bleibt allein in der Grotte. Blanca, die in der Nähe des Marquis einen nie gefühlten Schrecken empfindet, ist geflohen, und dieser verwünscht seine Schwäche und kehrt mit dem Vorsatze, fürder nicht mehr vor einem Kinde zu zittern, in's Schloß zurück.

Julia und ihr Begleiter sind in Sarcus angelangt und haben den Marquis in's Schloß einfahren sehen. Chaudoreille ist unterwegs nur drei Mal gestürzt, weil, wie er behauptet, sein Pferd sich gefürchtet hat; doch klagt er über Ermüdung, während seine Begleiterin unempfindlich dagegen scheint, und das Schloß, in das sich der Marquis begeben hat, dessen hohe Thürmchen im Strahle der Sonne erglänzen, aufmerksam betrachtet.

„Hierher begab er sich also!“ sagte die junge Amazone, ganz nahe an die Mauern hinreitend.

„Ja, Signora, ohne Zweifel hat er sich hierher begeben, weil wir ihn hineingehen sahen,“ erwiederte Chaudoreille, der vom Pferde gestiegen ist, auf dem es ihm nicht recht behagte, und sich mit saurem Gesichte betastet.

„Dieß ist das Schloß Sarcus, wie mir ein Bauer gesagt hat.“

„Es ist, meiner Treu', ein schönes Kastell... mein Großvater hatte zehn oder zwölf wie dieses... allein er setzte jeden Abend eines im Piquetspiel, und Sie begreifen, daß das Glück nicht immer günstig war... O weh! ich habe Schmerzen in allen Rippen... ach, dieses Pferd hat einen so harten Trab."

„Diese Mauern verschließen also Blanca!"

„Sehr wahrscheinlich. Teufel, ich habe mir den Hinteren ganz abgeschunden; aber wir sind auch so stark geritten... ich nehme es jetzt mit dem besten Stallmeister in Frankreich auf."

„Wie kann man wissen, in welchem Theile des Schlosses das junge Mädchen sich befindet?"

„Ich denke, man sollte zuerst wissen, wo man frühstücken kann. Sie müssen erschrecklich müde sein, Signora."

„Ich fühle keine Müdigkeit... die Hoffnung auf Rache verdoppelt meine Kräfte."

„Ich, der ich nichts habe, um die meinige zu verdoppeln, bin wie gerädert... ganz abgemattet... und Hunger habe ich... au weh, mein Steißbein!"

Julia steigt ab, führt ihren Renner zu Chaudoreille hin und sagt: „Da, besteige ihn und nimm den andern am Zügel; reite in das Dorf, das Du da unten siehst, begib Dich in ein Wirthshaus und erwarte mich: ich will das Schloß untersuchen."

„Gut, ich lasse das Frühstück zubereiten... Ah, welchen Namen und Stand sollen wir annehmen? Ich denke, Sie wollen sich in diesem Lande incognito aufhalten."

„Sag', was Du willst."

„Ich will sagen, wir seien Mauren aus Spanien, kommen von Granada, um Unterricht in der Tanzklapper zu geben; dieß wird jeden Verdacht entfernen, und unsere etwas dunkle Gesichtsfarbe paßt zu unserer Angabe."

Julia hört nicht mehr auf Chaudoreille und nähert sich dem Schlosse, während der Ritter, dem es eben nicht sehr darum zu thun ist, wieder zu Pferde zu steigen, die beiden Renner am Zaume führt und auf das Dorf zuhinkt.

Chaudoreille fragt nach dem besten Wirthshause: es ist nur eines im Dorfe, in das er sich, die Pferde hinter sich herführend, begibt. Der Wirth kommt, ihn zu empfangen, und Chaudoreille sagt mit emporgehobener Nase zu ihm: „Ich bin Malik-al-Chiras von Granada, Professor des Tanzklapperspiels in beiden Spanien, und bin mit meiner Schwester Salamalech nach Frankreich gekommen, um vor dem Kardinal von Richelieu den Bolero zu tanzen; wir bleiben vielleicht einige Zeit in diesem Dorfe, aber wir wollen das strengste Incognito beobachten... verstehen Sie?"

„Ich verstehe Sie nicht recht," erwiedert der Wirth, ihn mit einfältiger Miene betrachtend.

„Wenn's das ist, so lassen Sie mir in möglichster Bälde einen Speck-Pfannkuchen machen, geben Sie mir ein Zimmer, und tragen Sie Sorge für meine Pferde; sie sind Araber."

Dieß versteht der Wirth besser und führt seinen

Gast in ein Zimmer im ersten Stock, in das Chaudoreille nur mit Mühe und sich mit beiden Händen haltend hinaufkommt, weil das Reiten seinen gewöhnlichen Gang ganz verändert hat. Nachdem er einige Stunden ausgeruht hat, setzt er sich zu Tische, und eine geraume Zeit nachher tritt Julia in's Zimmer.

„Ich erwartete Sie mit Ungeduld, Madame," sagt Chaudoreille, seine dritte Taube zerschneidend.

„Nun, was hast Du erfahren?"

„Wahrlich, ich habe erfahren, daß wir auf den Mittag keine Fische bekommen werden."

„Dummkopf, ich spreche vom Marquis!"

„Es dünkt mir, ich habe Sie in der Nähe des Schlosses zurückgelassen; Sie müssen mehr von ihm wissen als ich."

„Ich habe einige Mal die Runde um dasselbe gemacht, aber Niemand bemerkt... Du hättest die Bauern fragen können, was sie vom Schlosse wissen."

„Sie sehen so dumm aus wie die Gänse... was können solche Leute wissen?... A propos, Sie sind meine Schwester und heißen Salamalech."

„Chaudoreille, glaubst Du, ich habe Dich mitgenommen, um Deine Dummheitena nzuhören? Mach', daß Du ausruhst; wir wollen dann die Umgebungen des Schlosses besichtigen und sehen, ob es nicht möglich ist, in den Park zu kommen."

„Ich bitte sehr um Vergebung, allein für heute würde es mich sehr sauer ankommen, mich von der Stelle zu bewegen... Ich bin wie angenagelt an diesen Tisch."

Da Julia sieht, daß es ihr unmöglich ist, ihren Begleiter wieder auf die Beine zu bringen, läßt sie ihn im Wirthshause zurück und entfernt sich, nachdem sie einige Nahrung zu sich genommen hat, um wieder von Neuem an den Mauern des Schlosses umherzuschleichen.

„Dieß ist ein Teufel von Frau!" sagt Chaudoreille, sich in's Bett legend, „sie verdiente meinen Roland an ihrer Seite zu tragen... Herr Wirth, legen Sie mir meinen Roland unter's Kopfkissen, weil ich gerade an ihn denke... damit ich sogleich vom Leder ziehen kann, wenn es nöthig ist... Jetzt wollen Sie meine Thüre schließen, und wenn meine Schwester Salamalech kommt, so sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, mich nicht vor morgen Mittag zu wecken; denn bälder wird mein Hinterer nicht vernarbt sein."

Während Chaudoreille schläft, macht Julia die Runde um den Park und bemerkt eine Stelle, wo die Mauer eine Lücke hat, durch die man in das Innere des Gartens kommen kann; da sie sich aber noch keiner Gefahr aussetzen will, kehrt sie in ihre Schenke zurück und sucht rücksichtlich der Bewohner des Schlosses einige Erkundigungen einzuziehen. Die Bauern wissen nichts weiter, als daß ihr Herr für den Augenblick in Sarcus ist. „Aber man muß vor einigen Tagen ein junges Mädchen in's Schloß gebracht haben?" fragt Julia.

„Wenn der gnädige Herr da ist, kommen Herren und Damen in Menge," erwiedert der Wirth, in

der Meinung, der Bruder und die Schwester wollen vor dem Marquis mit der Tanzklapper spielen.

Julia entschließt sich, ein wenig auszuruhen. Allein den andern Morgen, sobald es Tag ist, begibt sie sich in Chaudoreille's Zimmer.

„Ihr Herr Bruder schläft noch," sagt der Wirth, der ihr begegnet, „und Herr Malek... Al... aus Granada hat ausdrücklich verboten, ihn vor Mittag zu wecken."

Ohne auf den Wirth zu hören, tritt Julia in's Zimmer des Ritters, der noch in tiefem Schlafe liegt, sagt, ihn etwas unsanft am Ohre zupfend: „Habe ich Dich mitgenommen, um zu schlafen?"

„Ach, alle Teufel, wie grausam sind Sie... ich war in meinem ersten Schlafe."

„Aufgestanden! Aufgestanden!"

„Aufstehen... ich halte zu viel auf Wohlanständigkeit, als daß ich vor Ihren Augen aufstände."

„Steh' auf, sage ich Dir!"

„Nun, weil Sie es haben wollen."

Chaudoreille streckt seine zwei kleinen dürren Beine aus dem Bette hervor und sagt bei sich: „Es scheint mir, ich jage sie nicht in die Flucht."

„Du verfügst Dich nach dem Schlosse und suchst unter dem Vorwande, die Bauart zu bewundern, in den Vorhof zu kommen und den Burgvogt in's Gespräch zu locken."

„Und wenn ich erkannt würde?"

„Von wem?"

„Vom gnädigen Herrn."

„Glaubst Du, er werde zum Zeitvertreibe im Hofe herumspazieren? Er ist bei seiner jungen Gefangenen.“

„Wahrscheinlich.“

„Wir wollen hier in Kurzem wieder zusammenkommen, und dann sagst Du mir, was Du in Erfahrung gebracht hast. Was mich betrifft, so werde ich mich in den Park zu schleichen suchen.“

Nachdem Chaudoreille ein reichliches Frühstück eingenommen hat, macht er sich auf den Weg, in einen Mantel gehüllt, den er von Julia erhalten hat, der jedoch viel zu groß für seine Person ist, so daß er die Hälfte desselben auf dem Boden nachschleppt; allein er befindet sich sehr gut dabei und bildet sich ein, dieß mache ihn um sechs Zoll größer.

Als er bei dem Schlosse ankommt, ist es seine erste Sorge, wohl zu untersuchen, ob sich keine Schildwache auf den Mauern befindet; da er nichts entdeckt, das ihn auf die Vermuthung bringen könnte, das Kastell sei auf den Kriegsfuß eingerichtet, entschließt er sich, vorzurücken. Bei dem Haupteingange angekommen, spaziert er eine ganze Stunde lang hin und her, unschlüssig, ob er in's Schloß eintreten soll oder nicht. Der alte Schloßvogt, der vor seiner Thüre sein Pfeifchen raucht, bemerkt das kleine Männlein, das, einen Mantel nach sich schleppend, schon so lange in demselben Raume auf und nieder geht. Dieses Benehmens überdrüssig, tritt der Schloßvogt aus dem Schlosse heraus und schreitet auf Chaudoreille zu, um ihn zu fragen, was er da thue. Als aber dieser einen Mann

schnell auf sich zukommen sieht, bildet er sich ein, man halte ihn für verdächtig und wolle ihn festsetzen. Alsbald fängt er an, das weite Feld zu gewinnen; aber bald verwickeln sich seine Füße in die Schleppe seines Mantels und er stürzt auf den Rasen nieder.

Da der Schloßvogt hinter sich rufen hört, so kehrt er um. Als Chaudoreille wieder aufsteht, sieht er Niemand mehr und schlägt dann eilig wieder den Weg nach dem Dorfe ein. „Das ist jetzt genug für heute," sagte er zu sich; „ein anderes Mal werde ich nicht mehr so unvorsichtig sein: ich werde mich in jenes Gehölz, das einen Kanonenschuß weit vom Schlosse entfernt ist, verstecken." Hierauf kehrt er in sein Wirthshaus zurück, wo er in Erwartung der Mittagsmahlzeit mit seinem Wirthe würfelt und dessen Frau durchaus den Bolero lehren will.

Julia kommt bei einbrechender Dämmerung zurück und findet Chaudoreille in dem Hofe des Wirthshauses mitten unter Hühnern und Misthäufen, wo er eine kleine vierzigjährige Frau Verbeugungen machen läßt, mit Roland den Takt dazu schlägt und sagt: „In Granada tanzt man nur mit dem Degen in der Hand... Ach, da kommt meine Schwester Salamalech... sie ist es, die sich verbeugt, ohne die Fersen auf den Boden zu setzen."

Julia schiebt den Tanzmeister in ihr Zimmer und sagt: „Was machtest Du in diesem Hofe?"

„Zum Henker! es geschah, um weniger erkannt zu werden... aus Klugheit..."

„Was hast Du diesen Morgen in Erfahrung gebracht?“

„Vieles ... Ich glaube, es ist Besatzung im Schlosse: ich sah einen bewaffneten Mann herausgehen. Was die Blanca betrifft, so vermuthe ich, daß sie in ein unterirdisches Gewölbe eingeschlossen ist.“

„Du bist ein Narr; ich habe mit einem jungen Mädchen, das im Schlosse wohnt, gesprochen. Blanca befindet sich, wie sie mir sagt, in einem der Thürmchen, das die Aussicht auf den See hat.“

„Dann hat mich der Soldat, den ich gefragt habe, belogen... ich hatte ihm jedoch den Degen auf die Brust gesetzt!“

„Ist Niemand im Schlosse angekommen?“

„O Niemand... was dieß betrifft, so bin ich überzeugt... ich habe es nicht aus dem Auge verloren.“

„Diesen Abend werde ich mich in den Park schleichen und ich hoffe...“

„Was mich betrifft, so hoffe ich, daß ich mich nicht in denselben schleichen werde.“

„Nein, Du wirst außen Wache halten...“

„Außen? das ist meine starke Seite! Uebrigens habe ich Katzenaugen, ich sehe bei Nacht ganz gut.“

Den Tag nach dem Vorfalle in der Grotte hat sich der Marquis, seiner Gewohnheit gemäß, wieder zu Blanca verfügt. Aber diese empfindet bei seinem Anblick eine nie gekannte Furcht: sie erinnert sich, mit welchem Ungestüm sie der Marquis in seine Arme geschlossen hat, und ihres arglosen Gemüths unge-

achtet sieht sie nur mit Schrecken, wie er sich ihr nähert und an ihrer Seite Platz nimmt.

Der Marquis kennt die Frauen zu gut, als daß er die Veränderung, die mit Blanca's Betragen vorgegangen ist, nicht bemerkt hätte: er sucht in den Augen des jungen Mädchens zu lesen; er wünschte daselbst jenen Ausdruck der Milde, die ihn so sehr ergötzt, wieder zu finden, allein Blanca heftet ihre Augen auf den Boden und scheut sich, den Blicken des Marquis zu begegnen.

Nach einem kürzern Besuch als gewöhnlich verläßt Villebelle Blanca, um über die Mittel nachzudenken, die er zur Besiegung ihres Widerstandes anwenden will. Ungeduldig erwartet er den Abend; er schmeichelt sich, in den Gärten glücklicher zu sein und sich mit seiner Gefangenen auszugleichen; aber eine innere Stimme sagt Blanca, daß ihre Sicherheit, wenn sie sich mit dem Marquis allein in dem Park befindet, in Gefahr ist, und sie hat bei sich gelobt, sich nie mehr in denselben zu begeben.

Es ist schon lange Nacht und vergebens durchstreift Villebelle die Alleen, in denen Blanca jeden Abend lustwandelte; er findet sie nicht. „Sie fürchtet mich,“ sagte er bei sich, „und doch haßt sie mich nicht; sie hat es mir selbst gesagt.“

Als der Marquis an der Grotte, in der sie den Abend zuvor verweilt hatten, vorüber kommt, glaubt er einen Schatten zu bemerken, der vor ihm flieht. In der Meinung, es sei Blanca, eilt er ihr nach: die Person, die er verfolgt, bleibt stehen, wendet sich

um und beim Scheine des Mondes erkennt der Marquis... Julien. „Sie hier!... in meinem Park?" sagt Villebelle mit dem größten Erstaunen.

„Ja, Herr Marquis!" erwiedert Julia mit einem bittern Lächeln. „Dieß befremdet Sie!... Indessen sollte Herr von Villebelle begreifen, welch' ein Vergnügen es mir gewährt, mich in seiner Nähe zu wissen."

„Noch einmal, was wollen Sie hier?"

„Es war eine Zeit, Herr Marquis, wo meine Gegenwart Ihnen nicht lästig war... wo Sie mir mit den zärtlichsten Schwüren betheuerten, mich ewig zu lieben. Erinnern Sie sich, wie oft Sie mir diese Schwüre wiederholen mußten, bis ich Ihren Wünschen Gehör gab!"

Ungeduldig ruft der Marquis aus: „Und um mir dieses zu sagen, kommen Sie bei Nacht in mein Schloß?"

„Nein," sagte Julia, sich ganz ihrer Wuth überlassend, „ein anderer Beweggrund führt mich hierher ... die Hoffnung auf Rache... Sie spotten meiner Liebe und meines Schmerzes... ich will mich an Ihren Leiden weiden... Sie werden blutige Thränen weinen... aber es wird zu spät sein!"

„Es ist genug... Ihre Drohungen ermüden mich und flößen mir Mitleiden ein... Auf was warten Sie denn, um sich zu rächen, wenn Sie Macht dazu haben?"

„Auf die Gegenwart eines unumgänglich nothwendigen Zeugen... Ihres würdigen Vertrauten, des Barbiers Touquet."

Mit diesen Worten schleicht sich Julia unter die Bäume und verschwindet, ohne daß sie der Marquis erreichen kann. Höchst erstaunt über dieses sonderbare Zusammentreffen setzt er, in's Schloß zurückgekehrt, Germain davon in Kenntniß und befiehlt ihm, seine Wachsamkeit zu verdoppeln, damit Niemand in Blanca's Nähe gelangen könne.

Sechstes Kapitel.

Nächtlicher Versuch.

In heftiger Bewegung hat sich der Marquis wieder auf sein Zimmer begeben. Juliens Drohungen schrecken ihn nicht: er schreibt sie der Eifersucht und dem Aerger zu; gleichwohl hatte die Stimme der jungen Italienerin etwas Festes und Ueberzeugendes an sich, und ihre auf den Marquis gehefteten Augen schienen schon von barbarischer Freude zu glänzen.

Aergerlich darüber, daß er Julien zu keiner Erklärung gezwungen hat, ruft Villebelle seinem Kammerdiener und ertheilt ihm den Befehl, mit einigen seiner Leute den Park zu durchstreifen und falls er ein junges Frauenzimmer treffen sollte, dasselbe auf der Stelle in's Schloß zu führen. Hermann, der Gärtner und drei Bedienten durchsuchen den Park und die Gärten; sie kehren jedoch in's Schloß zurück, ohne irgend Jemand begegnet zu sein, und der Marquis bringt die Nacht mit Betrachtungen über diesen Vorfall zu. Juliens Gegenwart stört seine Ruhe:

er fürchtet, es möchte ihr möglich werden, Blanca Nachrichten über ihren Geliebten zu bringen. Sobald der Tag anbricht, schreibt er dem Barbier und ertheilt ihm die Weisung, sich in's Schloß zu verfügen.

Margarethe war vor Kurzem gestorben: die alte Magd hatte Blanca's Verlust und die Wuth ihres Herrn nach Juliens Besuch nicht ertragen können. Der Barbier, der sein Haus längst schon zu verkaufen wünschte, war gerade im Begriff, sich zu einem Notar zu begeben, als der Bote des Marquis ihm den Brief seines Herrn überbrachte.

„Er will, ich soll nach Sarcus gehen!" sagt Touquet zu sich, als er den Brief gelesen hatte. „Er hat bisweilen Rückfälle zur Tugend, die mich beben machen, allein er bezahlt gut; zudem kann ich ihm nichts abschlagen... Er hat mein Betragen zum Theil errathen und wenn er einmal Lust bekäme, mich hängen zu lassen, um seine Tollheiten wieder gut zu machen ... denn gewöhnlich büßen die Großen ihre Sünden auf diese Art ab... aber nein... der Marquis wird wird tolle Streiche machen, so lange er lebt. Vor allen Dingen muß er über Blanca siegen: meine Sicherheit erfordert dieß."

Touquet trifft die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Abreise und langt nach zwei Tagen im Schlosse an, wo er sich sogleich zum Marquis verfügt, der ihn in seinem Zimmer erwartete.

„Sie sehen, gnädiger Herr, mit welchem Eifer ich Ihre Befehle vollziehe," sagte der Barbier, sich verbeugend.

„Gut, Deine Gegenwart kann mir nützlich werden. Ich fühle, daß ich Jemand nöthig habe, der mich meiner Schwachheit wegen beschämt... Würdest Du glauben, daß ich bei Blanca nicht weiter gekommen bin?"

„Ich würde es nicht glauben, wenn Sie mir es nicht sagten, gnädiger Herr!"

„Gewiß, ich weiß selbst nicht, was ich von der Sache denken soll!... Es ist schon über drei Wochen, daß sie in diesem Schlosse ist, und kaum habe ich es dahin gebracht, daß ich ihr die Hand küssen darf. Als wir uns vor einigen Tagen im Park befanden, wollte ich unternehmender sein, allein sie bat mich mit rührender Stimme, sie in Ruhe zu lassen... ich weiß nicht, wie es zugegangen ist... aber ich war beinahe untröstlich darüber, daß ich ihr Kummer verursachte. Seither verläßt sie ihre Zimmer nicht mehr, sie ist in meiner Nähe furchtsam und verlegen, und Thränen... immer Thränen..."

„Alles dieß wird aufhören, sobald Sie nur wollen, gnädiger Herr."

„Hast Du ihren Geliebten wieder gesehen? diesen Urbain, von dem sie unaufhörlich spricht, den sie jeden Augenblick des Tages nennt?"

„Nein, gnädiger Herr, und ich glaube, daß der junge Urbain, der viel vernünftiger ist als Blanca, diesen Liebeshandel schon vergessen hat."

„Du glaubst es? Die arme Kleine denkt immer an ihn... wenn ich sie überreden könnte, er liebe sie nicht mehr... allein sie würde mir nicht glauben.

Während ich von Blanca spreche, vergesse ich, weßwegen ich Dich habe kommen lassen: Du würdest nie errathen, wen ich vorgestern Abend in meinem Parke angetroffen habe... Julia."

„Julia!" ruft der Barbier höchst erstaunt aus.

„Ja, sie ist bis in diesen Ort gedrungen... Aber wie hat sie entdecken können, daß ich hier bin?"

„Das begreife ich nicht, gnädiger Herr."

„Sie hat die Kühnheit gehabt, mir zu drohen; Eifersucht und Wuth flammten in ihren Blicken. Auch von Dir hat sie gesprochen... ich habe nicht recht verstanden, was sie sagen wollte... sie ist verschwunden, als ich sie zu einer nähern Erklärung zwingen wollte."

„Gnädiger Herr, dieses junge Mädchen führt nichts Gutes im Sinn..."

„Ich denke es auch; gleichwohl hat sie sich seither nicht mehr gezeigt, und jeden Abend durchstreifen meine Leute den Park."

„Gleichviel, Julia wird ihr Möglichstes thun, um Ihnen Blanca zu entreißen."

„Wie soll ihr dieß möglich werden? Uebrigens wirst Du die Umgegegend zu durchstreifen suchen, und wenn Du sie zu Gesicht bekommst, so sage ihr, daß ich ihr verbiete, die Umgebungen meines Schlosses zu wieder betreten... wenn sie es noch einmal wage, sich hier blicken zu lassen, so werde ich mit leichter Mühe einen Verhaftsbefehl auswirken, der mich von ihren Zudringlichkeiten befreien werde."

„Das ist das Beste, was Sie thun können, gnä-

diger Herr. Gleich morgen will ich meine Nachforschungen beginnen."

„So lange Du im Schlosse bist, vermeide sorgfältig, Dich in der Nähe des Sees im Parke zu zeigen, denn Du könntest von Blanca bemerkt werden, und ich will nicht, daß sie Dich hier wissen soll: ich glaube nicht, daß Dein Anblick ihr Vergnügen macht, und ich wünsche sie mit Allem, was ihren Verdruß vergrößern könnte, zu verschonen."

„Nie habe ich Sie so verliebt gesehen, gnädiger Herr."

„Nein, noch nie hat mir eine Frau eingeflößt, was ich für Blanca fühle."

„Ich will mich jetzt zur Ruhe begeben. Morgen mit Anbruch des Tages mache ich mich auf den Weg; ich durchstreife die Umgegend und durchsuche die kleinsten Hütten: Julia wird sich meinen Blicken nicht entziehen können und sobald ich ihren Aufenthalt erforscht habe, wird sie Ihnen nicht mehr zu Gesicht kommen, ich stehe Ihnen dafür."

Mit diesen Worten entfernte sich der Barbier; allein in seinen Gesichtszügen lag ein Ausdruck, der dem Marquis nicht entging. Villebelle eilt ihm nach und sagt, ihn zurückhaltend, in ernstem Tone: „Touquet, sollten Sie mich wohl unrecht verstanden haben? ... Bedenken Sie, daß es nicht meine Absicht ist, Julien etwas Böses zuzufügen. Dieses junge Mädchen ist ein wenig überspannt, allein die Liebe entschuldigt es... man muß stets die Fehler verzeihen, deren erste Ursache man ist; ich hätte vielleicht ihre

Empfindsamkeit mehr schonen sollen und ich habe sie mit zu großer Verachtung behandelt. Wenn sie geneigt ist, vernünftig zu werden, so versprechen Sie ihr Alles, was sie verlangt... Sparen Sie das Gold nicht, sie soll glücklich sein... Uebrigens will ich sie selbst noch einmal sprechen und sie zwingen, mir zu erklären, was sie mir in ihrem Briefe hat sagen wollen."

„Wenn dieß der Fall ist, gnädiger Herr, so werde ich, sobald ich ihren Aufenthalt entdeckt habe, eilen, Sie davon in Kenntniß zu setzen." Dieß sprechend verbeugt sich der Barbier höflich vor dem Marquis und entfernt sich.

„Dieser Mensch ist ein Erzschurke!" sagt Villebelle zu sich, dem Barbier nachblickend; „ich war schon längst der Meinung, daß er nichts als ein Betrüger und ein Spitzbube sei... Warum müssen mir seine Dienste noch unentbehrlich sein... Aber ich konnte Germain nicht den Auftrag geben, mit Julia zu sprechen! Julia... ich habe einen Augenblick geglaubt, ich liebe sie! Ha, wie tief steht dieses heftige, rachsüchtige Mädchen unter der sanften und reizenden Blanca ... warum muß gerade Julia mich so rasend lieben ... Werde ich denn dem Herzen dieses furchtsamen Kindes nie einen Funken von der Glut, die mich verzehrt, mittheilen können?"

Während der Marquis von Blanca träumt, die in der traurigen Einsamkeit ihrer Gemächer die Tage damit zubringt, daß sie den Himmel um Hülfe anfleht und ihren Geliebten beweint, sucht Julia seit jenem nächtlichen Zusammentreffen mit Villebelle die

junge Gefangene zu sprechen. Die Wachsamkeit der von dem Marquis aufgestellten Wächter hinderte sie keineswegs, in den Park zu schleichen, aber in der Nähe des Sees angelangt, ist es ihr unmöglich, sich dem Thürmchen zu nähern, denn man hatte alle Schiffchen, mit denen man auf dem See spazieren fuhr, entfernt, aus Besorgniß, man möchte sich ihrer bedienen, um in die Nähe von Blanca's Fenstern zu gelangen. Was Chaudoreille betrifft, der den Auftrag hatte, alle diejenigen, die im Schlosse aus- und eingingen, zu beobachten, so begnügte er sich damit, in ein dichtverwachsenes Gebüsch zu hocken, das zwei Kanonenschüsse weit vom Eingang des Kastells entfernt war, und hier brachte er, aus Vorsicht den entblößten Roland auf der einen und eine Bouteille Wein auf der andern Seite, die Zeit seines Wachehaltens damit zu, daß er mit einem Kartenspiele in der Hand über eine neue Art zu gewinnen nachdachte; beim geringsten Geräusche verbarg er sich ganz unter seinen ungeheuren Mantel.

Den Tag nach seiner Ankunft im Schlosse hat der Barbier seine Nachforschungen begonnen. Nicht ahnend, daß sich Julia in Sarcus selbst verborgen hat, durchsucht er Dameraucourt, Grandvilliers, und kehrt gegen Abend wieder nach Sarcus zurück. Als er sich dem Dorfe nähert, bemerkt er vor sich einen kleinen Menschen, in einen braunen Mantel gehüllt, unter dem seine Gestalt nicht leicht zu erkennen ist, aber ein langer Degen, dessen Scheide eine Seite des Mantels in die Höhe drückt, verräth den Besitzer

desselben. „Das ist Chaudoreille!“ sagt der Barbier zu sich und verdoppelt seine Schritte, um ihn zu erreichen. Der kleine Mensch, der hinter sich gehen hört und sich bereits von einem tiefen Schrecken ergriffen fühlt, will gleichfalls schneller gehen; aber der unglückliche Mantel verwickelt sich jeden Augenblick in seine Füße, und bald fühlt er, daß Jemand seine Degenscheide festhält. Er wendet sich um und bleibt wie versteinert stehen, als er Touquet erkennt.

„Wo gehen Sie denn so eilig hin, Ritter Chaudoreille?“ sagte der Barbier in schalkhaftem Tone.

„Wo ich hingehe? Alle Teufel!... Wie befindest Du Dich, mein guter Freund?“

„Ah, Schlingel!... ich habe hübsche Sachen von Dir gehört!“

„Man muß nicht Alles glauben, was man sagt, mein lieber Touquet.“

„Und denkst Du, ich dürfe dem Herrn Marquis glauben?... Du bist derjenige, der ihm von Blanca gesagt hat, Deines Schwures ungeachtet...“

„Du weißt wohl, daß ein Schwur zwischen uns zu nichts verbindlich macht. Worüber beklagst Du Dich? Durch mich bist Du zu schwerem Geld gekommen...“

„Und jetzt dienst Du also Julien?“

„Ich... ich diene Julien?... Ich will Dir dienen, wenn Du es willst... ich diene Jedermann... ich bin stets sehr dienstfertig gewesen.“

„Wo ist Julia?“

„Sie... sie will incognito bleiben.“

„Antworte, Elender! und keine Lügen...“

„O weh! laß mein Ohr los... Du verwundest mich!... Wir wohnen in diesem Dorfe im Wirthshause... es ist nur eines da; Julia gilt für meine Schwester und ich für einen Mauren aus Granada, Professor des Tanzklapperspiels...“

„Welche Absichten hat Julia?“

„Der Teufel hole mich, wenn ich sie kenne! Sie schleicht Tag und Nacht um das Schloß herum, wie ein Fuchs, der auf eine Henne lauert. Unter uns gesagt, ich glaube, sie ist nicht recht bei Sinnen.“

„Und in welcher Absicht hat sie Dich mitgenommen?“

„In keiner andern, als um ihr Gesellschaft zu leisten... sie liebt meinen Umgang... ich singe ihr Hirtenlieder...“

„Höre! ich sollte Dir als Strafe für das, was Du gethan hast, den Hals brechen...“

„Ach, mein lieber Touquet, das wäre ein Spaß...“

„Geh', ich verachte Dich zu sehr, als daß ich Dich prügelte.“

„Das ist sehr artig von Dir.“

„Hast Du mir die Wahrheit gesagt?“

„Wenn Du daran zweifelst, so komm' mit mir in die Schenke; Julia wird bald zurückkehren.“

„Nein, diesen Abend mag ich nicht mitgehen. Aber ich verbiete Dir, ihr ein Wort von unserem Zusammentreffen zu sagen.“

„Sobald Du es mir verbietest, so ist es, als hättest Du mir die Zunge ausgeschnitten.“

„Finde ich Julien morgen nicht mehr an dem Orte, den Du mir bezeichnet hast, so übernimmt der Herr Marquis selbst Deine Bestrafung und es gibt dann keine Gnade mehr für Dich.“

„Davon bin ich überzeugt...“

„Adieu, ich kehre in's Schloß zurück.“

„Und ich in's Dorf... wo ich nicht auf Deinen Besuch warten werde,“ sagt Chaudoreille ganz leise bei sich, seinen Mantel unter die Arme nehmend, um sich desto schneller entfernen zu können.

Touquet kehrt in's Schloß zurück und begibt sich zum Marquis. Es war Nacht und Villebelle saß an einem Tische, der so kostbar besetzt war, als es sich im Schlosse nur immer thun ließ. Der Marquis hatte jedoch, da er vermuthete, er werde sich hier lange aufhalten, den Keller mit neuen Vorräthen versehen lassen, und wenn auch die Speisen nicht so lecker waren als in Paris, so waren doch die Weine nicht weniger ausgesucht.

Der Marquis schien heiterer als gewöhnlich; er hatte bereits einige Flaschen geleert. Neben ihm lagen mehrere Briefe, die er während des Essens las. „Was für Nachrichten bringst Du mir?“ sagt er, den Barbier bemerkend.

„Meine Nachforschungen sind nicht fruchtlos geblieben, gnädiger Herr: Julia ist im Dorfe, sie wohnt im Wirthshause unter einem fremden Namen. Ich habe Chaudoreille gesehen, er ist gegenwärtig ihr Vertrauter.“

„Ah, der kleine Gascogner!... hast Du ihn tüchtig durchgeprügelt?“

„Noch nicht, gnädiger Herr; ich habe zuvor Ihre Befehle einholen wollen, und Julien habe ich noch nicht gesehen.“

„Du hast wohl daran gethan, ich will sie selbst sprechen. Morgen gehen wir mit einander in's Dorf; ich werde diese Närrin zur Vernunft bringen... und wir werden jenes große Geheimniß erfahren, das sie mir, ihrer Behauptung zufolge, mitzutheilen hat.“

„Ein Geheimniß?“

„Ja, und sie sagt, Du müßtest Zeuge dieser Mittheilung sein...“

„Ich, gnädiger Herr?“

„Morgen wird ihr Wunsch erfüllt werden. Siehst Du diese Briefe?... Alles dieß ist mir von Paris aus zugeschickt worden... es sind Briefe, die mir große Damen, die mich vermissen, zusenden... es gibt Vorwürfe, Versprechungen, Schwüre... Etwas von Allem!... Da, wirf Alles in's Feuer.“

„Wie, Herr Marquis, auch die, welche noch nicht erbrochen sind?“

„Ohne Anstand; ist es nicht immer das Nämliche? ... Ach, ein einziges Lächeln von Blanca wiegt das ganze süße Geschwätz dieser Damen auf! Daß sie nicht hier ist... bei mir...“

„Wenn mein gnädiger Herr es verlangte...“

„Sie mit thränenbenetzten Augen kommen sehen? ... nein!“

Der Marquis füllt ein großes Glas mit Wein

und leert es mit einem Schlucke, dann ruft er: „Ich fange jedoch an, des vergeblichen Seufzens müde zu werden; Blanca ist in meiner Nähe... in meinem Schlosse . . . und ich wage nicht! . . . Aber Gewalt brauchen, ich kann mich nicht dazu entschließen.“

„Gibt es, gnädiger Herr, außer der Gewalt, nicht noch tausend andere Mittel? Sie schläft ohne Argwohn und Sie haben zu allen Zimmern die Schlüssel doppelt...“

„Ha, welche Treulosigkeit!“

„Keine größere, gnädiger Herr, als die, sie in einen Wagen zu bringen und ihr die Versicherung zu geben, daß sie zu ihrem Urbain komme.“

„Schweig', Du bist ein Ungeheuer und Deine abscheulichen Rathschläge würden mich zu einem eben so großen Verbrecher machen, als Du einer bist!“

„Ich bin es nicht, gnädiger Herr, der Ihnen den Rath ertheilt hat, sich in Blanca zu verlieben. Aber da sie nun einmal in Ihrer Gewalt ist, so scheint es mir, als kommen Ihre Bedenklichkeiten ein wenig zu spät.“

Der Marquis schweigt einige Augenblicke und entgegnet dann: „Diesen Morgen hat sie mit geringerer Kälte mit mir gesprochen; ich bin mehrere Stunden bei ihr geblieben... sie schien nicht mehr so furchtsam zu sein! Ich habe ihre Hand ergriffen ... sie hat sie lange in der meinigen gelassen.“

„Was wollen Sie weiter, gnädiger Herr?... Blanca liebt Sie im Geheimen; aber glauben Sie,

ein so schüchternes Mädchen werde das, was in ihrem Herzen vorgeht, eingestehen? Nein, nur nach ihrer Niederlage wird sie jeden Zwang ablegen."

„Blanca liebt mich, sagst Du; ach, wenn es wahr wäre!... Aber es ist spät; begib Dich zur Ruhe. Morgen werden wir Julien sehen."

Der Barbier macht dem Marquis eine Verbeugung, heimlich einen forschenden Blick auf ihn werfend, hierauf nimmt er ein Licht und entfernt sich schweigend.

Der Marquis bleibt noch lange bei Tisch. Auf Augenblicke in Nachdenken versunken, oder sich Schlag auf Schlag mehrere Gläser Wein einschenkend, scheint er die Gedanken, die ihn verfolgen, im Rebensafte ertränken zu wollen. Gleichwohl nimmt seine Aufregung nur noch mehr zu; endlich klingelt er seinem Kammerdiener und fragt ihn mit düsterer Stimme: „Wer hat die Doppelschlüssel des Schlosses?"

„Ohne Zweifel der Burgvogt, gnädiger Herr."

„Er komme, ich will ihn sprechen."

Der alte Schloßvogt eilt, den Befehlen seines Herrn zu gehorchen. „Sind zu diesen Zimmern doppelte Schlüssel vorhanden?" sagt der Marquis.

„Ja, gnädiger Herr; von einigen sind sie sogar dreifach vorhanden. Es ist ein alter Gebrauch; er datirt sich von..."

„Holt mir die des Thürmchens, das die Aussicht auf den See hat."

Der Schloßvogt entfernt sich und kommt bald wieder mit einem Bund Schlüssel zurück. „Wenn

mein gnädiger Herr," sagt er, „mir die Ehre gönnen will, ihn zu begleiten..."

„Gebt mir das und geht," entgegnete der Marquis, ihm die Schlüssel aus der Hand reißend.

Bestürzt macht der Greis eine Verbeugung und entfernt sich, ohne es zu wagen, seinen Herrn anzublicken. Der Marquis schickt seine Dienerschaft fort, unter dem Vorwande, er bedürfe der Ruhe, und bald herrscht die tiefste Stille im Schlosse.

Villebelle geht mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder, den Bund Schlüssel in der Hand haltend. Er scheint noch unentschlossen und sagt von Zeit zu Zeit zu sich: „Nein, ich werde keinen Gebrauch von diesen Schlüsseln machen... sie scheint mir ihr Zutrauen zu schenken und ich sollte es zu mißbrauchen wagen!... Aber soll ich denn so mein Leben zubringen!... in ihrer Nähe sein... sie umsonst entführt haben!... Was würden alle Elegants, alle Modeleute von mir sagen, wenn sie mein Betragen erführen! Aber wenn sie Blanca sehen würden!... Verfluchter Touquet! warum hat er mir von diesen Schlüsseln gesagt!... Ach, ich hätte voraussehen sollen, daß mir dieser Mensch zu irgend einer schlechten Handlung rathen werde, sobald er mein Schloß betreten habe."

Abermals verfließen einige Augenblicke; endlich ergreift der Marquis ein Licht. „Es ist geschehen!" ruft er aus, „ich folge nur noch der Leidenschaft, die mich hinreißt!"

Er verläßt seine Gemächer, die von dem Thürm-

chen, das Blanca bewohnt, durch eine lange, mit den Bildnissen seiner Ahnen gezierten Galerie getrennt sind. Villebelle geht langsam, oft bleibt er stehen, um zu horchen; er zittert vor Furcht, Jemanden zu begegnen. Seine Blicke richtet er auf den Boden und scheut sich, wie es scheint, sie auf die Bildnisse seiner Ahnen zu werfen, die fast alle ihrem Vaterlande durch ihre Tapferkeit und ihre Tugenden Ehre gemacht haben. In diesem Augenblicke sagt ihm eine geheime Stimme, daß er im Begriffe sei, eine des Namens, den sie ihm übertragen haben, unwürdige Handlung zu begehen, und als seine Augen zufällig einer der großen Figuren, mit denen die Galerie geschmückt ist, begegnen, glaubt er auf ihrem Gesichte den Ausdruck des Unwillens und der Verachtung zu lesen.

Endlich gelangt er an's Ende der Galerie, die ihm noch nie so lang vorkam. Er steigt eine große Treppe hinauf, geht durch mehrere Säle und tritt in den von dem jungen Mädchen bewohnten Thurm. Ein heftiges Zittern durchbebt seine Nerven; um seine Unruhe zu unterdrücken, beschleunigt er seinen Gang. Alle Verbindungsthüren sind unverschlossen und bald befindet er sich vor der Thüre von Blanca's Gemach.

Er bleibt stehen und betrachtet die Schlüssel, die er in der Hand hält. Noch ist er unschlüssig; allein da er die innere Stimme, die gegen das von ihm beabsichtigte Verbrechen schreit, zu übertäuben wünscht, probirt er mehrere Schlüssel lebhaft. Endlich öffnet sich die Thüre und er ist in Blanca's Gemach.

Die tiefste Stille herrscht hier. Der Marquis

tritt einige Schritte leise und behutsam vor. Die Thüre des Schlafzimmers ist nicht geschlossen; Villebelle beugt den Kopf sachte vorwärts und bemerkt beim Scheine einer auf dem Kamine stehenden Lampe, daß das junge Mädchen eingeschlafen ist.

„Sie schläft,“ sagt der Marquis, „sie glaubt sich an diesem Orte sicher... aber sie athmet schwer... einige Worte scheinen ihren Lippen entschlüpfen zu wollen... wenn ich hören könnte...“

Er nähert sich dem Bette. Blanca träumte von ihrem Geliebten: mühsam entfährt der Name Urbain ihrer Brust. Die Arme ausbreitend, scheint sie Jemand um Hülfe anzuflehen und lispelt: „O mein Gott!... man will uns auf immer trennen!“

Villebelle fühlt sich erschüttert, erweicht. „Nein, sie liebt mich nicht,“ sagt er schmerzlich; „in ihrem Schlafe denkt sie nur an Urbain...“

Ein tiefer Seufzer entschlüpft ihm; er will sich vielleicht entfernen, aber dieser Seufzer hat Blanca aufgeweckt. Sie öffnet die Augen und erschrocken ruft sie: „O Gott!... wer ist da?“

„Ich bin es, Blanca,“ antwortet der Marquis mit bebender Stimme.

„Sie, gnädiger Herr, so spät in meinem Zimmer ... was wollen Sie denn von mir?“

„Beruhigen Sie sich... ich bitte Sie!“

„Aber Sie selbst zittern, gnädiger Herr!... Was ist vorgefallen?... Sprechen Sie, ich bitte!“

„Nichts... nichts... ich wollte Sie sehen... mit Ihnen sprechen... Sie betrachten...“

„Ach, sehen Sie mich nicht so an, Herr Marquis ... Sie machen mir bange ...“

„Bange! ... Ach, Blanca, muß Ihnen denn der feurigste Liebhaber ein solches Gefühl einflößen! ... Ja, meine Liebe hat den höchsten Grad erreicht ... ich kann sie nicht mehr beherrschen ... Sie müssen mich glücklich machen ... Sie müssen mein sein!“

Schon umschlingt der Marquis Blanca mit seinen Armen: sie stößt einen durchdringenden Schrei aus, und ihre Kräfte zusammenraffend gelingt es ihr, schnell aus dem Bette springend loszukommen. Aber bald hat sie der Marquis von Neuem ergriffen: er will sie mit Küssen bedecken und will ihr Geschrei ersticken; Blanca wirft sich ihm zu Füßen, dehnt ihre bittenden Arme nach ihm aus und ruft mit herzzerreißender Stimme: „Gnade, Gnade! nur noch heute!“

Diese Töne dringen dem Marquis bis in den Grund seines Herzens. Der Anblick Blanca's, die zu seinen Füßen liegt, ihre Thränen, ihre Verzweiflung bringen ihn wieder zur Vernunft. Aber befürchtend, er möchte nicht lange Herr seiner Leidenschaft bleiben, entfernt er sich eilig von dem jungen Mädchen und flieht bestürzt in seine Gemächer.

Siebentes Kapitel.

Urbains Besuch beim Marquis. — Chaudoreille's letztes Abenteuer.

Blanca ist lange leblos auf der Stelle geblieben, wo sie das Mitleiden des Marquis angefleht hat;

endlich erleichtert ein Strom von Thränen ihr Herz. Sie steht auf und blickt erschrocken umher, sie horcht zitternd: beim geringsten Geräusche, das der Wind auf den Wogen des Sees erregt, fährt sie zusammen und glaubt den Marquis zu hören. So bringt sie die Nacht in der peinlichsten Angst zu. „Es ist vorbei!" sagt sie, „keine Hoffnung mehr!... O, mein theurer Urbain, ich werde Dich nicht mehr sehen ... man hat uns auf ewig getrennt... aber eher will ich sterben, als aufhören, Deiner würdig zu sein..."

Der Marquis hat eben so wenig Ruhe genossen als sein Schlachtopfer: von Liebe und Gewissensbissen gequält, bereute er bald, seiner Schwäche, wie er sich ausdrückte, nachgegeben zu haben, und verflucht dann wieder eine Leidenschaft, die Blanca unglücklich macht. So sieht er den Tag anbrechen, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben.

Erstaunt, daß er keine Befehle in Beziehung auf Julia erhält, begibt der Barbier sich zum Marquis; er bemerkt die Niedergeschlagenheit, die in seinen Gesichtszügen herrscht und sucht die Ursache derselben zu errathen. Villebelle's düsterer und schwermüthiger Ton läßt ihn nicht vermuthen, daß er glücklicher ist, er schweigt still und der Barbier wagt es nicht, eine Frage an ihn zu thun. In diesem Augenblick tritt Germain in's Zimmer und bringt seinem Herrn die Nachricht, es sei ein junger Mensch im Schlosse angekommen und bitte um die Gunst, einen Augenblick mit ihm zu sprechen.

„Ein junger Mensch?“ sagt der Marquis; „ist es Jemand aus der Umgegend?“

„Nein, gnädiger Herr, sein Anzug ist der eines jungen Studenten; er drückt sich gut aus und scheint das größte Verlangen zu haben, Sie zu sprechen.“

„Hat er seinen Namen nicht genannt?“

„Er behauptet, Sie kennen ihn, ohne seinen Namen zu wissen.“

„Das ist sonderbar!... Sollte es ein Abgesandter von Julia sein?“ sagte Villebelle, den Barbier anblickend.

„Ich glaube nicht, Herr Marquis, und das Gemälde, das Germain von diesem Fremden entwirft, ist nicht das Chaudoreille's.“

„Man führe diesen jungen Menschen ein. Touquet, begib Dich in's Nebenzimmer; es ist möglich, daß er mich ohne Zeugen sprechen will.“

Der Barbier entfernt sich und Germain kehrt zu Urbain zurück, der nach einem ununterbrochenen Marsche so eben in Sarcus angekommen war und bei dem Schloßvogte die Antwort des Marquis ungeduldig erwartete.

„Mein Herr will Sie vorlassen; folgen Sie mir, mein Herr, ich will Sie zu ihm führen,“ sagt Germain zu Urbain, und dieser macht eine freudige Bewegung und beeilt sich, dem Bedienten zu folgen, der ihn zu dem Marquis führt.

Zitternd tritt Urbain ein. Er nähert sich verlegen dem großen Herrn, der im Hintergrunde des Gemachs auf einem Sopha sitzt und den jungen Menschen mit

Neugierde betrachtet, indem er sich einer gewissen Theilnahme, die Urbains sanfte und ausdrucksvolle Gestalt einflößt, nicht erwehren kann.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, die Freiheit, die ich mir nehme," sagt der junge Student, sich tief vor dem Marquis verbeugend.

„Sprechen Sie, mein Herr, was verlangen Sie von mir?"

„Ich komme, um Ihren Schutz anzuflehen. Sie haben mir erlaubt, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen... wir haben uns schon früher in Paris gesehen, gnädiger Herr... ich war verkleidet... ich begegnete Ihnen bei Nacht in dem Grand Pré-aux-Clercs und ein Zweikampf..."

„Wie, Sie sind es also, der als Mädchen gekleidet war?"

„Ja, gnädiger Herr... ich hatte das Unglück, Sie am Arme zu verwunden."

„Sagen Sie doch, es war Gerechtigkeit, denn ich hatte unrecht, wie dieß oft bei mir der Fall ist... Wahrlich, es freut mich unendlich, Sie wieder zu sehen. Geben Sie mir die Hand, junger Mann, Sie sind ein braver Bursche."

Der Marquis steht auf, geht Urbain entgegen und drückt ihm herzlich die Hand; entzückt über diese Aufnahme weiß der junge Mensch nicht, wie er seinen Dank dafür zu erkennen geben soll. „Setzen Sie sich neben mich," sagt Villebelle, „und erzählen Sie, was mir das Vergnügen verschafft, Sie in meinem Schlosse zu sehen."

„Gnädiger Herr, Sie haben die Güte gehabt, mir, falls ich unglücklich würde, Ihren Schutz anzubieten, und ich komme, ihn in Anspruch zu nehmen."

„Sie thun wohl daran, mein Lieber. Sprechen Sie ohne Scheu. Brauchen Sie Geld?... es steht Ihnen zu Diensten; sparen Sie es nicht... ich mache ziemlich oft einen schlechten Gebrauch davon. So soll es mir doch einmal dazu dienen, Andere glücklich zu machen."

„Nicht Reichthum ist es, was mich glücklich machen kann: Liebe ist die Quelle meiner Leiden, Herr Marquis."

„Ah, Sie sind verliebt!... das ist etwas Anderes. Wahrlich, ich bin es auch und in diesem Augenblick macht mich das ebenfalls nicht sehr glücklich. Allein erzählen Sie mir Ihre Liebesgeschichte."

„Ich liebe... ich bete ein junges, reizendes Mädchen an!... Ach, gnädiger Herr, kein anderes kann mit ihm verglichen werden..."

„Vielleicht... allein fahren Sie fort."

„Sie kennt ihre Eltern nicht; aber der Mann, der sie erzogen hat, hatte mir ihre Hand zugesagt. Noch einen Tag und wir wären auf ewig mit einander vereinigt gewesen, als ein Elender sich in das Haus schlich, in welchem sie wohnte, und mir meine Braut raubte."

„Das ist sehr sonderbar," sagt der Marquis, über Urbains Erzählung betroffen. „Und wissen Sie den Namen des Entführers?"

„Nein, Herr Marquis; aber nach dem, was ich

gehört habe, ist es ein großer Herr, ein reicher und mächtiger Mann! Ach, nur durch Ihre Hülfe hoffe ich dieses Ungeheuer aufzufinden und den Ort kennen zu lernen, den es bewohnt. Gnädiger Herr, haben Sie Mitleiden mit mir; helfen Sie mir meine geraubte Braut wieder auffinden: Blanca werde mir wiedergegeben und der unglückliche Urbain wird Ihnen mehr als das Leben verdanken."

Beim Namen Blanca ist der Marquis rasch aufgestanden. Urbain wirft sich vor ihm auf die Kniee nieder, ergreift eine seiner Hände und erhebt die Augen zu ihm, aber Villebelle wendet den Kopf weg, um die Veränderung, die in seinen Zügen vorgegangen ist, zu verbergen.

„Stehen Sie auf... stehen Sie auf!" sagt endlich der Marquis, der seine Verwirrung zu beherrschen suchte; „ich will Ihnen behülflich sein... ja... aber ich kann Ihnen nicht versprechen, Ihnen Ihre entführte Braut wieder zuzustellen!"

„Unter den Herren bei Hofe gibt es Leute, die sich eine Ehre daraus machen, die Unschuld zu verführen, ein junges Mädchen ihren Eltern zu entreißen. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie einigen Verdacht hätten: das kleinste Zeichen kann uns oft auf die Spur helfen."

Der Marquis scheint tief nachzudenken; Urbain glaubt, er suche sich auf irgend einen Umstand, der ihn interessire, zu besinnen, und harrt mit ungeduldiger Erwartung auf seine Erklärung.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen sagt [Ville]belle endlich: „Sie sind sehr jung, Urbain!"

„Ich bin neunzehn Jahre alt, gnädiger Herr.“

„Ohne Zweifel ist diese ... Blanca das erste Frauenzimmer, das Sie geliebt haben?“

„Ja, gnädiger Herr, und sie wird auch das letzte sein.“

„Sie täuschen sich, mein Freund: in Ihrem Alter liebt man mit Inbrunst, aber dieß ist ein Feuer, das bald verraucht. Nur in dem meinigen, in welchem man von den Täuschungen der Jugend geheilt und der Veränderung müde ist, kann eine wahre Liebe ein Bedürfniß für unser Herz sein und wird dann ein unüberwindliches Gefühl. Im neunzehnten Jahre glaubte ich, gleich Ihnen, auf ewig zu lieben ... ich irrte mich! Glauben Sie mir, Sie können doch noch glücklich werden.“

„Ohne Blanca ist es unmöglich!“

„Sie haben wenig Vermögen?“

„Ich habe ein kleines Landgut, das mir mein Vater hinterlassen hat, und zwölfhundert Livres Einkommen.“

„Mit einer solchen Kleinigkeit kann man sich wenig zerstreuen. Ich will, Sie sollen die Vergnügungen Ihres Alters genießen und in ihrem Strudel werden Sie Ihre erste Liebe bald vergessen.“

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, allein ich kann Ihre Wohlthaten nicht annehmen. Ich wiederhole es Ihnen, ich werde, von meiner Geliebten getrennt, kein Vergnügen mehr genießen können.“

„Nun denn, was ich Ihnen anbiete, wird Ihre Nachforschungen erleichtern. Lehnen Sie mein Anerbieten nicht ab: nur um diesen Preis verspreche ich

Ihnen Ihre Bemühungen zu unterstützen. Erwarten Sie mich hier und verlassen Sie diesen Saal nicht."

Mit diesen Worten begibt sich der Marquis in das Zimmer, in welchem Touquet wartet. „Urbain ist da," sagt er zu ihm; „der junge Fremde ist Blanca's Geliebter."

„Ich weiß es, gnädiger Herr; als ich seine Stimme erkannte, hörte ich zu."

„Er fleht meinen Schutz zur Entdeckung des Entführers seiner Geliebten an."

„Er hat sich an den rechten Mann gewendet."

„Ich habe mich geneigt gefühlt, ihm seine Geliebte wieder zu geben."

„Welch' eine Thorheit!"

„Aber Blanca's Bild ist zu tief in mein Herz gegraben, indessen will ich den armen Urbain für die Leiden, die ich über ihn verhängt habe, zu entschädigen suchen, und mit Gold."

„Das ist ein Hülfsmittel gegen alle Uebel, gnädiger Herr."

„Ja, bei Dir, feile Seele, die Du die Süßigkeiten der Liebe nie empfunden hast."

„Aber Sie müssen sich wenigstens, gnädiger Herr, diesen jungen Menschen auf eine lange Zeit vom Halse schaffen; wer hindert Sie, ihn mit einer falschen Nachricht nach England, in die Türkei, zum Teufel selbst zu schicken!"

„In der That, ich verstehe."

„Die Reisen werden ihn von seiner Leidenschaft heilen. Sie sind noch ein großmüthiger Nebenbuhler:

Andere würden, an Ihrer Stelle, die Gelegenheit benützen und den jungen Menschen in irgend ein Gefängniß dieses Schlosses einsperren lassen."

„Ha, welch' eine Abscheulichkeit... das Zutrauen dieses Kindes verrathen!"

„Statt dessen geben Sie ihm Geld, damit er als großer Herr leben kann."

„Werde ich ihm je den Schatz, den ich ihm geraubt habe, bezahlen können?"

Der Marquis öffnet einen Schreibpult, nimmt sechszigtausend Livres in Anweisungen aus demselben, legt sie in eine Brieftasche, und kehrt zu Urbain zurück.

Der junge Student hatte sich einem Fenster genähert und betrachtete das Innere des Schlosses. „In einem ähnlichen Gebäude," sagt er bei sich, „seufzt vielleicht Blanca in diesem Augenblicke."

Villebelle nähert sich und forscht unruhig, wohin Urbains Blicke gerichtet sind, allein er beruhigt sich wieder, weil man Blanca's Gemächer von dem Fenster aus nicht bemerken kann.

„Als ich über den Inhalt Ihrer Erzählung nachdachte," sagt Villebelle, „erinnerte ich mich an gewisse Umstände, wodurch Sie Ihrer Geliebten vielleicht auf die Spur kommen können."

„Ach, Herr Marquis, sprechen Sie doch."

„Der Marquis von Chavagnac hat viel von sich reden gemacht und manche Schöne entführt; er hat kürzlich Paris plötzlich verlassen, und zwar, wie man vermuthet, wegen eines Abenteuers der Art."

„Ach, er ist es, der mir Blanca entführt hat!“

„Bedenken Sie wohl, daß ich Ihnen nichts versichere.“

„Und weiß man, in welches Schloß er sich begeben hat?“

„Er ist nicht in Frankreich geblieben, sondern hat sich, wie ich gehört habe, nach Italien begeben.“

„Nach Italien? Dahin eile ich also.“

„Nehmen Sie diese Brieftasche als ein Zeichen meiner Achtung, und geizen Sie nicht mit dem, was sie enthält.“

„Gnädiger Herr, ich weiß nicht, ob ich...“

„Glauben Sie meiner Erfahrung: mit Gold gewinnt man die Ehrenhüterinnen, verführt man die Kerkermeister, kurz, man überwindet viele Hindernisse.“

„Ihnen werde ich also meine Glückseligkeit zu verdanken haben. Ach, gnädiger Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank ausdrücken soll.“

„Gehen Sie, Urbain, durchreisen Sie Italien, und könnten Sie daselbst Ihr Glück finden...“

Der junge Student will dem Marquis noch einmal seine ganze Dankbarkeit bezeugen; allein dieser entzieht sich den Ergießungen seiner Erkenntlichkeit, indem er ihm von Neuem eine glückliche Reise wünscht, und klingelt Germain, um Urbain bis an's Schloßthor zu geleiten.

Kaum hat der junge Liebende die Wohnung des Marquis verlassen, so ruft Villebelle Touquet herbei und ertheilt ihm den Befehl, Urbain von ferne

zu folgen und nicht eher zurückzukehren, als bis er den Studenten schon weit von Sarcus entfernt wisse.

Von Dankbarkeit gegen den Marquis erfüllt entfernt sich Urbain, und doch empfindet er, unter dem großen Thore hinschreitend, eine Traurigkeit, deren Ursache er nicht begreift; er verläßt das Schloß ungern und wendet sich um, einen letzten Blick auf die alten Thürme von Sarcus zu werfen.

Ganz in seine Gedanken vertieft, schreitet er auf dem ersten besten Wege, der sich ihm darbietet, langsam vorwärts, lebhaft gerührt durch die gütige Aufnahme, die ihm im Schlosse zu Theil geworden ist; er hofft, Dank den Wohlthaten des Marquis, bald in Italien zu sein, ohne daran zu zweifeln, daß der Herr von Chavagnac Blanca's Entführer sei.

Urbain ist schon fern vom Schlosse und hat so eben einen Fußweg betreten, der zum Dorfe führt, als das Geschrei: „Aus dem Wege, aus dem Wege doch!" ihn bewegt, aufzublicken: er bemerkt einen Menschen zu Pferd vor sich, aber der Reiter lenkt seinen Renner so schlecht, daß das Thier, anstatt vorwärts zu gehen, quer auf dem Wege steht, den Kopf auf einen Busch gestützt, an den es festgebannt zu sein scheint.

„Alle Teufel, willst du dich umwenden, stolzes Thier! Nimm dich in Acht, daß ich dir statt der Sporen nicht Rolands Spitze in die Rippen stoße! Aus dem Wege doch, zum Henker... mein Pferd ist scheu, Sie machen ihm bange."

Die Stimme, die Aussprache des Reiters fal-

Urbain sogleich auf: er erkennt in ihm den Menschen, der ihn zu einer geheimen Zusammenkunft bei dem Thore Montmartre bestellt hatte. Chaudoreille war nach seinem Zusammentreffen mit dem Barbier nur darauf bedacht gewesen, sich von Sarcus zu entfernen, und ohne Julien von seinem Entschlusse, dem sie sich, wie er überzeugt war, widersetzt haben würde, in Kenntniß zu setzen, hatte er am folgenden Morgen ihre Entfernung aus dem Wirthshause abgewartet, sich sodann des Felleisens, das die Effekten und das Geld seiner Gesellschafterin enthielt, bemächtigt, eines ihrer Pferde satteln lassen und sich hierauf, unter dem Vorwande, in der Umgegend spazieren zu reiten, auf den Weg begeben, in der Absicht, sich in eine ferne Gegend zu flüchten.

Aber unglücklicher Weise war der Flüchtling eben kein Meister in der edeln Reitkunst, obgleich er sich seit seiner Reise nach Sarcus für einen der besten Bereiter Frankreichs hielt. Seinem Renner den Zügel stets straff haltend, aus Furcht, er möchte den Ausreiß nehmen, hatte er in einer ganzen Stunde nicht mehr als eine Viertelmeile zurückgelegt und schon befürchtet, er möchte sich auf diese Art nicht schnell genug entfernen, als ihm Urbain auf dem kleinen Fußpfade begegnete, wo sein Pferd nicht von der Stelle wollte. Entzückt, den Menschen wiedergefunden zu haben, der ihm Blanca's Entführer zu nennen versprochen hat, schreit Urbain vor Freuden auf und eilt auf Chaudoreille zu. Dieser plötzliche Schrei und die rasche Annäherung des jungen Menschen

machen das Pferd scheu, das, einen Seitensprung machend, seinen Reiter unsanft auf eine sechs Schritte entfernte, dicht belaubte junge Hagenbuche schleudert.

„Ich habe mich verrenkt!“ schreit Chaudoreille. Urbain eilt hin, ihn aufzuheben und sich zu entschuldigen, allein der Reiter ist mit dem Schrecken davon gekommen, und sich betastend betrachtet er seinerseits Urbain, der unaufhörlich zu ihm sagt: „Ich bin Blanca's Liebhaber, jener junge Mensch, dem Sie bei Nacht begegnet sind, den Sie bei dem Thore Montmartre zu einer Zusammenkunft bestellt hatten...“

„Es ist meiner Treu' wahr! ich erkenne Sie jetzt. Aber, zum Teufel, warum eilen Sie so laut schreiend herbei; dieß ist das erste Mal, daß ich aus dem Sattel geworfen werde.“

„Ach, mein Herr, halten Sie doch Ihr Versprechen: entdecken Sie mir Blanca's Entführer; ich kann Sie jetzt über Ihre Erwartung belohnen.“

„Still,“ sagt Chaudoreille, Urbain nach der Hagebuche, die ihnen den Anblick des Schlosses entzieht, hinziehend; „unvorsichtiger junger Mensch, sprechen Sie nicht so laut!“

„Warum denn?“

„Still, sage ich Ihnen... wie, Sie sind hier in Sarcus und kennen den Entführer Ihrer Schönen nicht?“

„Nein, ich habe den Marquis von Villebelle um

seinen Schutz gebeten, und mit seiner Hülfe hoffe ich..."

„O, das ist weit fehlgeschossen, junger Mensch! Sie flößen mir Theilnahme ein... ich will mich auch für Sie in Gefahr begeben... aber Sie haben mir eine glänzende Belohnung versprochen."

„Nehmen Sie dieses Gold, diese Anweisung, und sprechen Sie endlich."

„Der Entführer Ihrer Geliebten ist kein Anderer als der Marquis von Villebelle."

„Der Marquis?"

„Nun ja, alle Teufel, und Ihre Kleine befindet sich gegenwärtig im Schlosse Sarcus."

„Nein, das ist unmöglich, Sie hintergehen mich; der Marquis hat mich so eben mit Wohlthaten überhäuft."

„Um Ihnen desto eher jeden Verdacht zu benehmen. Ah, zum Henker, wie jung sind Sie noch; ich sage Ihnen, daß Ihre Blanca sich im Schlosse befindet und der Barbier..."

„Vor Dir steht!" sagte eine furchtbare Stimme hinter dem Busche. In demselben Augenblick trennt sich das Laubwerk und Touquet zeigt sich den Blicken des erstaunten Urbain, indeß Chaudoreille, durch diese plötzliche Erscheinung ohnmächtig geworden, von Neuem auf die Hagebuche fällt, vor sich hinmurmelnd: „Es ist der Teufel!"

„Dieser Elende hat Ihnen nicht Alles gesagt, Herr Urbain," ruft der Barbier; „unter dem Vorwande, Ihnen zu dienen, hat er Ihnen nur die halbe

Wahrheit gesagt; ich will, daß Sie alle Verpflichtungen, die Sie gegen ihn haben, kennen. Sie standen auf dem Punkte, Blanca zu heirathen, nichts war Ihrer Verbindung hinderlich; der Marquis hatte nie von diesem jungen Mädchen sprechen gehört, das ich seinen Blicken sorgfältig verbarg, weil ich voraussah, bis zu welchen Excessen er sich werde hinreißen lassen; aber Chaudoreille hat dem Marquis, trotz seines Versprechens, das reizendste Gemälde von Ihrer Geliebten entworfen, hat ihn von Ihrer nahen Heirath in Kenntniß gesetzt: kurz, ihm verdanken Sie Blanca's Entführung und den Verlust Ihres Glücks. Antworte, Schurke, ist dieß die Wahrheit?"

„Ich kann es nicht läugnen!" erwiederte der Ritter, halb todt vor Furcht, „allein der Umstand..."

„Elender!" ruft Urbain wüthend aus, „Du bist die Ursache aller meiner Leiden... vertheidige Dich... mit Deinem Tode will ich meine Rache beginnen!"

Auf der Reise trug Urbain einen Degen; er zieht seine Waffe aus der Scheide und schreitet auf Chaudoreille zu. Aber die Worte ‚mit Deinem Tode' und der Anblick des entblößten Degens haben das Männlein wieder auf die Beine gebracht. Schon hat er, seinen Mantel, der seiner Flucht hinderlich wäre, im Stiche lassend, über die Hagebuche weggesetzt, und eilt jetzt aus Leibeskräften fort, verfolgt von Urbain, der ihn beständig mit seinem Degen bedroht, indeß der Barbier Chaudoreille's Pferd besteigt und in gestrecktem Galopp in's Schloß zurückkehrt.

Der Ritter, der jeden Augenblick glaubt, Urbains Degenspitze durchbohre ihm den Rücken, beflügelt seine Schritte, aber Urbain, von Rachgier beseelt, steht auf dem Punkte, ihn zu erreichen; nur noch zwanzig Schritte ist er von ihm entfernt, als sie im Dorfe ankommen.

„Aus dem Wege, aus dem Wege!“ schreit Chaudoreille der Menge zu, indeß Urbain ruft: „Haltet diesen Schurken an!“ und der Wirth, der unter seiner Thüre steht, sagt: „Ei, das ist ja Herr Malek-Al-Chiras, der Tanzklappermeister! Wo hat er denn sein arabisches Pferd hingebracht?“

Der Flüchtling eilt in das erste Haus, dessen Thüre er offen findet: es gehört einer alten Wittwe. Chaudoreille ist die Treppe hinaufgestiegen; im ersten Stockwerke angekommen, bemerkt er einen Schlüssel in einer Thüre: schnell tritt er hinein und eilt, den Schlüssel abzuziehen und den Riegel vorzuschieben. In demselben Augenblick ruft ihm eine Stimme zu: „Mein Herr, was machen Sie denn? man kann mich jetzt nicht sprechen.“ Es war die Wittwe, die in dem Augenblicke, in welchem der Ritter wie ein Verzweifelter in ihr Zimmer rannte, das Hemd wechselte.

Chaudoreille antwortet nicht; er sieht und hört nur Urbains Tritte.

„Mein Herr, ich kleide mich an.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ sagt er endlich, „ich bekümmere mich wenig darum.“

„Entfernen Sie sich, mein Herr.“

„Ich mich entfernen! Zum Henker, ich werde mich hüten! Sie wollen also meinen Tod? Ich werde von einem Menschen, der sich durchaus mit mir schlagen will, verfolgt.“

„So schlagen Sie sich... Können Sie sich nicht vertheidigen?“

„Ich vertheidige mich nur, wenn ich nicht angegriffen werde.“

„Wozu dient Ihnen denn Ihr Degen?“

„Das geht Sie nichts an... Ach, alle Teufel, ich höre ihn...“

In der That, Urbain hat Chaudoreille's Zufluchtsort entdeckt; er klopft an die Thüre und befiehlt ihm zu öffnen.

„Antworten Sie, es sei Niemand da,“ sagt Chaudoreille zu der Wittfrau, „Sie werden dadurch dem liebenswürdigsten Menschen in Europa das Leben retten.“

„Er ist da, allein er hat mich eingeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt.“

„Nun, so wird die Thüre eingetreten werden,“ sagt Urbain, „wenn dieser Elende nicht öffnet.“

Chaudoreille sieht sich nach einem Schlupfwinkel um, allein die Wittwe würde ihn verrathen; endlich richten sich seine Blicke nach dem Kamine, und da er keinen andern Rettungsweg erblickt, eilt er darauf zu und klettert mit der Behendigkeit eines Eichhorns in dasselbe hinauf. In diesem Augenblicke wird die Thüre eingetreten. Urbain erscheint, von den Dorfbewohnern begleitet. Man sieht den Ritter nicht

mehr, allein die Wittwe zeigt, wohin er geflohen ist; man begibt sich wieder in den Hof hinab und sieht den Ritter auf dem Dache des Hauses längs einer Rinne entlang hinklettern, in der Absicht, das benachbarte Haus zu erreichen. Der Weg ist gefährlich, allein die Furcht vor dem Zweikampfe scheint den Gascogner gegen die andern Gefahren blind gemacht zu haben. Schon berührt sein Fuß das benachbarte Dach, er bedient sich seines Rolands, um das Terrain zu sondiren, und ist im Begriff, ein Haus zu erreichen, durch das er in's Freie zu entkommen hofft, als das Geschrei der Bauern ihm glauben macht, er werde verfolgt: er dreht den Kopf, um sich zu überzeugen, ob sich Urbain nicht hinter ihm befinde. Diese Bewegung bringt ihn aus dem Gleichgewichte: er gleitet aus, er verschwindet. Man eilt nach dem Orte seines Falles: der Abkömmling der Dalila war auf einen Misthaufen gefallen, allein da er seinen Roland nicht aus den Händen gelassen hatte, so war ihm der lange Degen mitten durch den Leib gegangen. So endete der kluge Chaudoreille, indem er den Zweikampf vermeiden wollte.

Achtes Kapitel.

Juliens Erzählung. — Was die Brieftasche enthält.

Der Barbier hatte, als er Urbain verließ, sein Pferd zum Galopp angetrieben, um dem Marquis

das Vorgefallene auf der Stelle zu melden. Er kommt im Schlosse an und eilt, sich zu Villebelle zu verfügen, dem er Urbains Zusammentreffen mit Chaudoreille mittheilt.

„Dieser junge Mensch weiß also, daß ich ihn betrogen habe, daß ich Blanca's Entführer bin!“ sagt der Marquis; „wie niederträchtig muß ich in seinen Augen erscheinen.“

„Was liegt Ihnen an der Meinung dieses Kindes, Herr Marquis; das Wichtigste ist, ihn nicht in Blanca's Nähe gelangen zu lassen, und das wird schwer sein. Jetzt, da er überzeugt ist, daß sie in diesem Schlosse lebt, wird er tausend Listen anwenden, um in dasselbe zu kommen: die Liebe wird ihn zu Allem fähig machen.“

„Nein, ein Kind soll mir dieses Mädchen, das ich anbete, nicht entreißen.“

„Wenn er, wie ich voraussehe, kommt, um Genugthuung von Ihnen zu fordern, so werden Sie sicherlich den Zweikampf nicht ausschlagen; im Grunde wird dieß das beste Mittel sein, ihn los zu werden: bei Ihrer Kaltblütigkeit und Ihrer Gewandtheit in den Waffen müssen Sie leicht Herr über einen Menschen werden, den die Wuth verblendet.“

„Unglücklicher! Du willst, ich soll mich in dem Blute dieses Kindes baden? Nein, ich bin schon schuldig genug. Aber wer hindert mich, Sarcus zu verlassen und Blanca in ein Land zu führen, wo Urbain sie nicht entdecken kann? Ja, in dieser Nacht noch werden wir abreisen und uns in's Ausland

begeben. Begib Dich auf der Stelle zu Germain, damit die Reiseanstalten in aller Stille getroffen werden; Blanca wird erst im Augenblicke der Abreise davon benachrichtigt werden. Um Mitternacht werden wir das Schloß verlassen; dadurch, hoffe ich, wird Urbain auf immer jede Spur von Blanca verlieren."

„In der That, gnädiger Herr, dieser Einfall ist sehr gut... aber Julia..."

„Von ihr handelt es sich gegenwärtig nicht mehr. Uebrigens wird mich diese Reise auch zugleich von ihren Zudringlichkeiten befreien; geh', eile und ordne Alles für diese Reise an."

Touquet eilt, den Willen des Marquis zu erfüllen. Es ist schon spät und der Marquis hat nur noch wenig Zeit zu den Vorkehrungen einer Reise übrig, die, wie er vermuthet, von langer Dauer sein muß. Je mehr er über seinen Plan nachdenkt, desto besser gefällt ihm derselbe: er glaubt, die Reise durch fremde Länder werde Blanca zerstreuen und das Andenken an die Gegenstände, die sie in Frankreich zurücklasse, aus ihrer Seele verlöschen; kurz, er schmeichelt sich, bald alle seine Wünsche erfüllt zu sehen.

Es schlägt eilf Uhr. Die Nacht ist schön und alle zur Abreise nöthigen Vorkehrungen sind getroffen; frische und muntere Pferde sind an einen Reisewagen gespannt. Der Marquis befindet sich noch in seinen Gemächern, damit beschäftigt, einige Briefe für seine Intendanten und gute Freunde in Paris

zu beenden; neben ihm befindet sich der Barbier, dem er seine letzten Verhaltungsbefehle ertheilt und ihm befiehlt, falls er Urbain nochmals sehen sollte, diesen jungen Menschen zu bewegen, ein Mädchen, das er nie besitzen werde, zu vergessen, und ein glänzendes Vermögen, das man zu seiner Verfügung stelle, zu genießen.

Ruhig hört der Barbier dem Marquis zu; seine Blicke sind auf das Gold und die Wechsel, die neben einem Paar Reisepistolen auf dem Schreibpulte liegen, gerichtet. Nur noch einige Minuten und Villebelle wird Marien befehlen, Blanca zu rufen, als sich die Thüre des Zimmers leise öffnet. Erstaunt, daß man noch so spät vor ihm zu erscheinen wage, schlägt der Marquis die Augen auf und erkennt Julia, die, in ihren schwarzen Mantel gehüllt, so eben in sein Gemach getreten ist.

„Abermals dieses Weib!“ ruft Villebelle aus, indeß sich Touquet umwendet und sich beim Anblicke der Italienerin von tiefem Erstaunen ergriffen fühlt.

„Beruhigen Sie sich, gnädiger Herr,“ sagt Julia, die Thüre des Zimmers wieder schließend, „dieser Besuch wird der letzte sein, den ich Ihnen abstatten werde.“

„Wie sind Sie hierher gekommen?... was wollen Sie, sprechen Sie... antworten Sie schleunigst... oder Sie haben zu befürchten, daß ich endlich Ihr sonderbares Betragen bestrafen lasse.“

„Ich fürchte nichts, gnädiger Herr. Wenig liegt daran, wie ich hierher gekommen bin; ich finde Sie

hier bei Ihrem Vertrauten, das ist es, was ich wollte. Ich bitte Sie, mich aufmerksam anzuhören. Was ich Ihnen sagen werde, wird unzweifelhaft alle ihre Entschlüsse ändern und Ihre Abreise wird nicht stattfinden."

Julia's sonderbarer Ton, ihre unerwartete Erscheinung in einer solchen Stunde flößen dem Marquis eine mit einer geheimen Furcht gepaarte Neugierde ein. Er bedeutet der jungen Italienerin durch einen Wink, daß sie sprechen solle. In Folge dessen setzt sie sich zwischen Villebelle und den Barbier, die ihre Erklärung ungeduldig erwarten. Nachdem sie Beide eine Zeitlang mit einem seltsamen Ausdrucke betrachtet hat, beginnt sie endlich ihre Erzählung.

„Vor Allem, Herr Marquis, muß ich Ihnen sagen, daß ich die Tochter eines gewissen Cäsar Perditor bin, der von dem Pöbel für einen Zauberer gehalten wurde und so sehr in Verruf kam, daß er am Ende Paris verlassen mußte, um dem Tode oder doch wenigstens einer immerwährenden Gefangenschaft in den Kerkern der Bastille zu entgehen."

„Cäsar!... Ich erinnere mich, von diesem berühmten Zauberer gehört zu haben," sagte der Marquis; „hielt er nicht seine Conferenzen in einem Steinbruche in der Nähe von Gentilly?"

„Ja, gnädiger Herr, und dahin begab sich, um ihn zu befragen, ein Greis, dem Sie seine Tochter entführt und den Sie mit Ihrem Degen verwundet hatten... der unglückliche Delmar."

„Der Vater der Estrella?"

„Ja, gnädiger Herr. Der alte Delmar theilte

meinem Vater seinen Kummer mit und bat ihn, ihm die Mittel zu verschaffen, durch die er sich an Ihnen rächen könne; allein Cäsar hätte, seiner ganzen Wissenschaft ungeachtet, den Wunsch des Greisen schwerlich erfüllen können, wenn er nicht in Folge der vertraulichen Mittheilungen, die ihm von vielen modischen Herren und Damen zukamen, erfahren hätte, wo Ihr Lusthaus liegt und wohin Sie die junge Estrella gebracht hatten; er sagte es dem Greise, und diesem gelang es, seine Tochter Ihren Händen zu entreißen."

„Wie, Ihr Vater war es, der sie mir wieder entrieß?" sagte der erstaunte Marquis, der jeden Augenblick größern Antheil an Julia's Erzählung zu nehmen schien. „Und was wurde aus ihr?"

„Im Augenblicke werden Sie es erfahren, gnädiger Herr, wenn Sie mich fortfahren lassen. Der alte Delmar hatte seine Tochter wiedergefunden, allein Sie hatten sie entehrt, und dieses Abenteuer hätte zu viel Aufsehen gemacht, als daß er hinfort noch in der Stadt, in der Sie wohnten, hätte bleiben können. Er besaß einiges Vermögen und verkaufte nun Alles, was er hatte, belohnte meinen Vater für den Dienst, den er ihm geleistet hatte, und begab sich mit Estrella nach Lothringen. Hier gebar sie das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug."

„Großer Gott!... sie war Mutter?... Ist es möglich... Estrella hätte mich zum Vater gemacht!... Ach, Julia, ich bitte Sie, fahren Sie fort."

Julia scheint sich einige Augenblicke an der Aengst-

lichkeit des Marquis zu weiden; dann beginnt sie ihre Erzählung wieder: „Um diese Zeit mußte sich mein Vater aus Paris flüchten, um nicht verhaftet zu werden, und man streute das Gerücht aus, er sei in einem Kerker der Bastille gestorben. Allein er hatte sich ein Vermögen gesammelt, von dem er leben konnte, und seines gefährlichen Handwerks müde, war er nur darauf bedacht, ruhig zu leben. Ich war damals in Italien, dem Orte meiner Geburt; mein Vater holte mich daselbst ab und führte mich nach Frankreich zurück, dessen Klima ihm behagte. Da mein Vater nicht mehr nach Paris zurückkehren konnte, weil man ihn da erkannt hätte, so setzte er sich in der Umgegend von Nancy fest. Da traf er den alten Delmar und seine betrübte Tochter wieder, die im Geheimen ein Kind erzog, dessen Mutter sie sich nicht nennen konnte, ohne zu erröthen; da machte er die Bekanntschaft eines armen Landmanns, der in der bittersten Armuth seufzte in Folge der schlechten Aufführung seines Sohnes, eines Elenden, der, nachdem er in seinem Vaterlande eine Gemeinheit begangen hatte, mit der ganzen Habe seiner Eltern entflohen war, und diese im tiefsten Elende zurückgelassen hatte."

„Die Geschichte dieses Menschen kann mit dem Kind der Estrella in keiner Beziehung stehen," sagt der Marquis ungeduldig. „Ich bitte Sie, Julia, vollenden Sie Ihre Mittheilung."

„Verzeihen Sie mir, Herr Marquis, das ist wichtiger als Sie denken... es geht Ihren würdigen

Vertrauten nahe an.' Bereits hat er in dem armen Landmann, von dem ich gesprochen habe, seinen Vater erkannt..."

Der Barbier, der Julia's letzten Worten große Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ruft alsbald: „Wie, das war mein Vater!... Ich verfehlte mich gegen ihn, ich bekenne es; der Durst nach Gold verleitete mich zu vielen Vergehen... aber ich habe stets die Absicht gehabt, meine Fehler wieder gut zu machen, ... und, wenn es noch Zeit dazu ist..."

„Nein, es ist zu spät!" sagt Julia, einen fürchterlichen Blick auf den Barbier werfend.

„Sollte er wohl todt sein?"

Julia schweigt. Der Marquis springt hastig auf und ruft: „Nun, grausames Weib, haben Sie sich jetzt genug an meinen Qualen geweidet? Wann werden Sie ihnen ein Ende machen?"

„Ihr seid Beide sehr ungeduldig!" erwiedert die junge Italienerin, und ein bitteres Lächeln tritt auf ihre Lippen. „Aber ich habe euch nur noch Weniges mitzutheilen. Der alte Touquet fragte meinen Vater, ob er auf seinen Reisen von seinem Sohne sprechen gehört habe... mein Vater konnte ihm keine genügende Auskunft geben. Bald ließen wir uns in einem Dorfe in der Nähe von Amiens nieder, hier lebte ich bis zu meinem fünfzehnten Jahr, dann starb mein Vater und ich kam nach Paris, wo ich als bloße Arbeiterin in ein Magazin ging. Das ganze Erbgut, das mir mein Vater hinterlassen hatte, bestand in einem Manuscripte, in das er zu seinem Zeitvertreibe die merk-

würdigsten Begebenheiten seines Lebens und die geheime Geschichte der Personen, die ihn um Rath gefragt, niedergeschrieben hatte. Auf diese Art, Herr Marquis, erfuhr ich die Entführung der armen Estrella, und die Art, wie der Barbier Touquet seine Eltern behandelt hatte."

„Ist dieß Alles, was Sie wissen?" sagte der Marquis; „haben Sie von Estrella und ihrem Kinde nichts weiter erfahren?"

„Noch vor kurzer Zeit wußte ich sonst nichts von ihnen, gnädiger Herr, allein der Zufall hat mich mit Allem, was Sie zu wissen wünschen, bekannt gemacht, und ich verdanke das dem Besuche, den ich dem Barbier abgestattet habe... denn in seinem Hause habe ich den Schlüssel zu diesem Geheimnisse gefunden."

„In meinem Hause?" sagt Touquet, Julien erstaunt betrachtend.

„Ja, in Deinem Hause, in dem Kabinete, das im Hintergrunde des Alkovs in Margarethens Zimmer verborgen ist."

Der Barbier erblaßt und zitternd stammelt er: „Sie sind in diesem Kabinete gewesen?... Aber es befand sich nichts darin... nein, ich bin es überzeugt."

„Du irrst Dich, denn als ich zufällig einen auf dem Boden befindlichen Koffer verrückte, fand ich diese Brieftasche; aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie daselbst von der Person verborgen, die Du beherbergt hast, und die, nicht wissend, wo sie so wich-

tige Papiere verwahren sollte, für gut gefunden hatte, sie während der Zeit ihres Aufenthalts in Deinem Hause an einen so geheimen Ort zu legen."

Mit Schrecken betrachtet der Barbier die Brieftasche, die Julia unter ihrem Mantel hervorgezogen hat, während der Marquis ausruft: „Sollten diese Papiere von Blanca's Vater herrühren?"

„Sie rühren in der That von der Person her, die das junge Mädchen zu dem Barbier brachte. Zuerst lesen Sie das, gnädiger Herr."

Julia gibt dem Marquis ein Papier. Dieser stoßt einen Schrei des Erstaunens aus, als er liest: „Geburtsschein Blanca's, der Tochter der Estrella Delmar."

„O mein Gott!" sagt der Marquis kaum athmend, „ist es möglich?"

„Hier, gnädiger Herr, kennen Sie die Handschrift der Estrella?"

„Ja... sie ist es... ich erkenne sie!"

„Lesen Sie diesen Brief."

Der Marquis nimmt den Brief und liest begierig:

„Ich fühle, daß ich sterben werde, aber wenigstens hat mir mein Vater verziehen. Er hatte mir verboten, Blanca's Dasein ihrem Vater kund zu thun, und so lange er lebte, achtete ich seine Befehle; allein er ist nicht mehr, und ich selbst bin im Begriff, ihm in's Grab nachzufolgen. Villebelle, Blanca ist Ihre Tochter, die Frucht unserer Liebe. Leben Sie wohl, lieben Sie sie zärtlicher als Sie ihre Mutter geliebt haben, ich verzeihe Ihnen.

Estrella Delmar."

„O Blanca, o meine Tochter!...“ ruft der Marquis aus, sich wechselsweise seiner Freude und seinen Gewissensbissen überlassend. „Ich bin Dein Vater und habe Dich unglücklich gemacht!“

„Lesen Sie das Ende dieses Briefes, gnädiger Herr,“ sagt Julia, „er enthält noch Etwas, das Ihren Vertrauten betrifft.“

Der Marquis sieht einige, von Estrella's Hand beigefügte Zeilen und liest: „Ich habe keine Verwandten mehr; meine Tochter wird Ihnen von einem würdigen Freunde vorgestellt werden, auf den ich mein Zutrauen setze und der sich unter einem entlehnten Namen nach Paris begibt, um daselbst über einen Sohn, der ihn entehrt hat, Erkundigungen einzuziehen. Ich vertraue ihm das Vermögen an, das ich Blanca hinterlasse; meine Tochter bedarf bloß der Freundschaft ihres Vaters. Wenn er sie jedoch verstößt, so wird der alte Touquet seine Stelle zu vertreten wissen.“

„Touquet!“ ruft der Marquis, auf den Barbier blickend. Dieser scheint vom Donner gerührt: er betrachtet den Brief, ein kalter Schweiß läuft über seine Stirne, er ist unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Ja,“ sagt Julia, „ja, Unglücklicher, Dein Vater war es, der mit Blanca, um sie zum Marquis zu führen, zu Dir kam; er hatte den Namen von Moranval angenommen, ohne Zweifel, um in Paris desto eher Nachrichten über seinen Sohn einziehen zu können... vielleicht wußte er sogar, während er bei Dir über-

nachtete, bei wem er sich befand. Antworte, Elender, wie hast Du jenen Reisenden behandelt?"

„Fragen Sie mich nicht!" sagte der Barbier, voll Verwirrung in dem Zimmer auf und nieder gehend. „Ich bin ein Ungeheuer! Um sein Gold zu erhalten ... wagte ich es ... ha, flieht mich! wagte ich es, meinen Vater zu ermorden."

„Und seit zehn Jahren hast Du mich meiner Tochter beraubt!" ruft der Marquis, sich mit Abscheu von Touquet entfernend. „Du standest im Begriff, mich zum Schuldigsten aller Menschen zu machen... Deine abscheulichen Rathschläge rießen mich zum Verbrechen hin... komm', Elender, empfange den Lohn aller Deiner Frevelthaten!"

Der Marquis ergreift eine der Pistolen, die auf dem Schreibpult liegen, richtet sie auf Touquet und drückt los... kaltblütig sieht Julia den Barbier zu ihren Füßen niedersinken.

„Dieser Tod ist noch zu gelind für Dich!" sagt der Marquis, „aber, Dank dem Himmel, ich habe den größten aller Frevel nicht begangen. O meine theure Blanca, Du bist meine Tochter. Dieß ist also die Ursache des geheimen Gefühls, das in Dir für mich sprach! Ach, indem ich Dich glücklich mache, will ich das Andenken an meine unwürdige Liebe aus Deiner Seele verlöschen. Inskünftige bin ich nur ein Vater, der Dich in seine Arme drückt."

Bestürzt verläßt der Marquis, von Julia begleitet, sein Gemach; er geht nicht, er fliegt nach dem

Thürmchen, das Blanca bewohnt. Demselben nahe gekommen, ruft er mit lauter widerhallender Stimme den Namen Blanca.

Man kommt vor der Thüre des Gemachs an, allein sie ist von innen verschlossen. Der Marquis hat seine Schlüssel nicht mitgenommen, er klopft wiederholt an, ruft Blanca bei ihrem Namen und bittet sie, zu öffnen. Man antwortet nicht, aber bald dringt ein ziemlich starkes Geräusch, das von dem Falle eines Gegenstandes in die Wellen des Sees herzurühren scheint, zu den Ohren des Marquis.

Villebelle empfindet ein unnennbares Gefühl; er eilt hinweg, ruft Germain herbei, läßt sich die Schlüssel geben, und dringt endlich in Blanca's Wohnung. Sie ist leer, und Alles verkündet, daß das junge Mädchen sich nicht schlafen gelegt hat; aber eines von den Fenstern, die auf den See gehen, steht offen. Von einer geheimen Ahnung getrieben, eilt der Marquis auf den Balkon, seine Blicke richten sich nach dem See, er ruft von Neuem: „Blanca, meine Tochter!" Man antwortet nicht, aber von Zeit zu Zeit zeigt sich ein Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers und scheint sich noch zu bewegen.

„Sie ist es!" ruft Villebelle aus, und stürzt alsbald in den See hinab.

Es war in der That die unglückliche Blanca, die seit dem Vorfalle in der vorigen Nacht jeden Augenblick eine neue Unternehmung des Marquis befürchtete und keine Minute geschlafen hatte. Sie hatte sich nicht in's Bett gelegt, aus Furcht, vom Schlafe

überrascht zu werden. Zitternd wachte sie und glaubte beim geringsten Geräusche, ihr Entführer dringe von Neuem in ihr Gemach. Blanca war entschlossen, eher zu sterben, als aufzuhören, Urbains würdig zu sein. Als sie rasche Tritte hörte, die sich ihrem Zimmer näherten und sie Villebelle's Stimme erkannte, der laut ihren Namen rief, befiel sie der heftigste Schrecken, und nicht zweifelnd, daß er komme, um sein schändliches Vorhaben auszuführen, stürzte sie sich in den See, noch laut Urbains Namen rufend.

Der Marquis schwimmt auf den Gegenstand zu, den er auf dem Wasser bemerkt hat; aber eine andere Person, die sich in dem Park befand, hat sich gleichfalls in den See geworfen. Es ist Urbain, der, überzeugt, daß seine Geliebte im Schlosse ist, die Dunkelheit der Nacht benützt hat, um sich in die Gärten zu schleichen.

Der junge Student hörte die theure Stimme seiner Blanca, die seinen Namen rief, dann lenkte ein plötzliches Geräusch seine Blicke nach dem See und er eilte der Unglücklichen zu Hülfe, mit der er endlich das Ufer erreichte, wo sich der Marquis, Julia und die Dienerschaft des Schlosses, die das Geschrei ihres Herrn herbeirief, um ihn versammelten.

Blanca ist auf den Rasen hingestreckt, Urbain kniet neben ihr und ruft ihren Namen mit lauter Stimme, als der Marquis in der schrecklichsten Verzweiflung herbeieilt, sich auf den Boden wirft und den Himmel bittet, ihm seine Tochter wiederzugeben.

„Seine Tochter!“ rufen alle Umstehenden aus.

„Ja," sagt Villebelle, auf Blanca's entfärbte Wangen trostlose Blicke werfend, „ja, es ist meine Tochter, es ist mein Kind, das ich unglücklich gemacht habe... an dessen Tod ich schuld bin. Ach, mein ganzes Vermögen hätte ich hingegeben, um Estrella's Tochter zu umarmen, um mich von ihr Vater nennen zu hören... und durch meine Leidenschaften, meine Laster habe ich mich des höchsten Guts beraubt! O meine theure Blanca, kehre in's Leben zurück, daß mir wenigstens Dein Mund, ehe Du stirbst, sage, Du habest mir verziehen... Aber nein, nicht einmal dieser letzte Trost wird mir zu Theil werden: sie wird sterben, ohne mich ihren Vater genannt zu haben!"

Der Marquis wirft sich auf den Leichnam seiner Tochter, die Urbain mit seinen Thränen benäßt; er ergreift Blanca's Hände, drückt sie an sein Herz, sucht sie wieder zu erwärmen, noch einmal zu beleben, aber alle Bemühungen sind fruchtlos: weder das Rufen ihres Vaters noch das Seufzen ihres Geliebten konnte Blanca mehr vernehmen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des ersten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Das Haus des Barbiers	5
Zweites Kapitel.	Der große Herr und der Barbier .	18
Drittes Kapitel.	Blanca. — Eine Zaubergeschichte .	41
Viertes Kapitel.	Der Ritter Chaudoreille	60
Fünftes Kapitel.	Die Musiklection	81
Sechstes Kapitel.	Die Verliebten. — Die Plaudereien	93

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.	Die Unterhaltung am Kamine . .	5
Zweites Kapitel.	Das Kabinet. — Die Entführung	16
Drittes Kapitel.	Das kleine Haus. — Neues Spiel .	31
Viertes Kapitel.	Pont-Neuf. — Tabarin	52
Fünftes Kapitel.	Nächtliches Abenteuer	63
Sechstes Kapitel.	Die Zusammenkunft unter vier Augen	71
Siebentes Kapitel.	Ursula und die Zauberin von Verberin	91
Achtes Kapitel.	Die Liebe und die Unschuld. — Der Segen und der Talisman	112

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel.	Wie wird es gehen?	5
Zweites Kapitel.	Wer hätte sich darauf versehen? .	16
Drittes Kapitel.	Stunden des Glücks	37

Seite
Viertes Kapitel. Ein Chaudoreille's-Tag 53
Fünftes Kapitel. Das kleine Nachtessen 69
Sechstes Kapitel. Man wagt Alles, wenn man Geld und Macht hat 89
Siebentes Kapitel. Das Rendezvous. — Schläge des Schicksals. — Das Hotel von Bourgogne. — Die Sänfte 117
Achtes Kapitel. Armer Urbain! 140

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel. Das Schloß Sarcus 5
Zweites Kapitel. Das Zusammentreffen. — Plan zur Rache 35
Drittes Kapitel. Abermals das kleine Kabinet . . 54
Viertes Kapitel. Der Sturm zieht sich zusammen . 68
Fünftes Kapitel. Rückkehr in's Schloß 83
Sechstes Kapitel. Nächtlicher Versuch 97
Siebentes Kapitel. Urbains Besuch beim Marquis. — Chaudoreille's letztes Abenteuer 113
Achtes Kapitel. Juliens Erzählung. — Was die Brieftasche enthält 130

In demselben Verlage erschienen:

Shakspeare's sämmtliche Werke.

Uebersetzt
von
E. Ortlepp.

Neueste Auflage in 16 Bänden mit 16 Stahlstichen.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

A. F. E. Langbeins Gedichte.

Niedliche Miniatur-Ausgabe.

Vier Bände mit 65 Stahlstichen.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 ggr.

E. T. A. Hoffmann's

(Verfasser der Serapionsbrüder, des Kater Murr ꝛc.)

Erzählungen und Leben.

In fünf Bänden mit höchst originellen Kupfern.

3 fl. oder 1 Rthlr. 18 ggr.

Ariost's rasender Roland.

Neu übersetzt

von

Hermann Kurtz.

3 Bände mit 3 Stahlstichen.

1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Victor Hugo's Werke

in zwölf Bänden.

Mit dessen Porträt in Stahlstich.

1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 3 ggr.

Wilhelm Hauff's Märchen.

Mit zwei Kupfern.

2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

Dante's göttliche Komödie.

Uebersetzt

von

Bernd von Guseck.

Mit einem Stahlstiche. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 58

Stuttgart 1845

P.o.gall. 2569 l-58
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101628-3